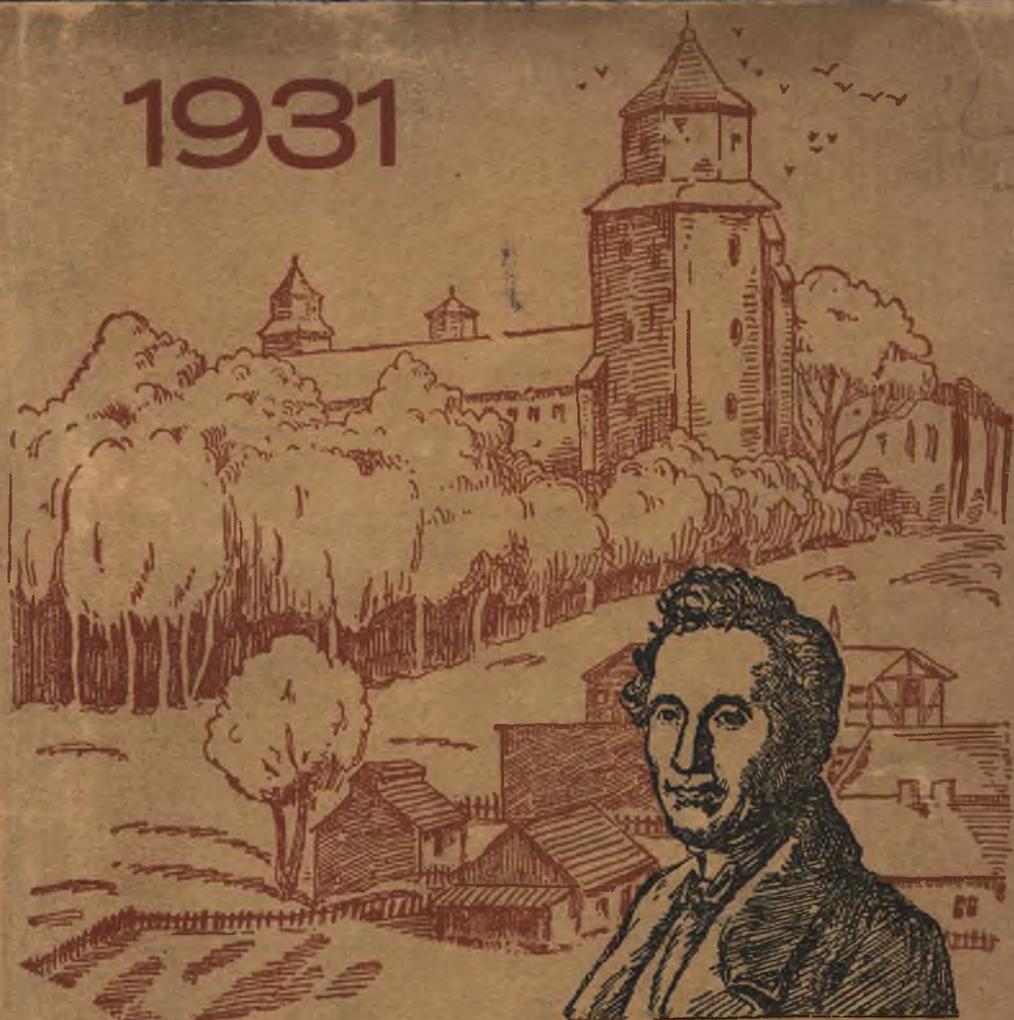


1931

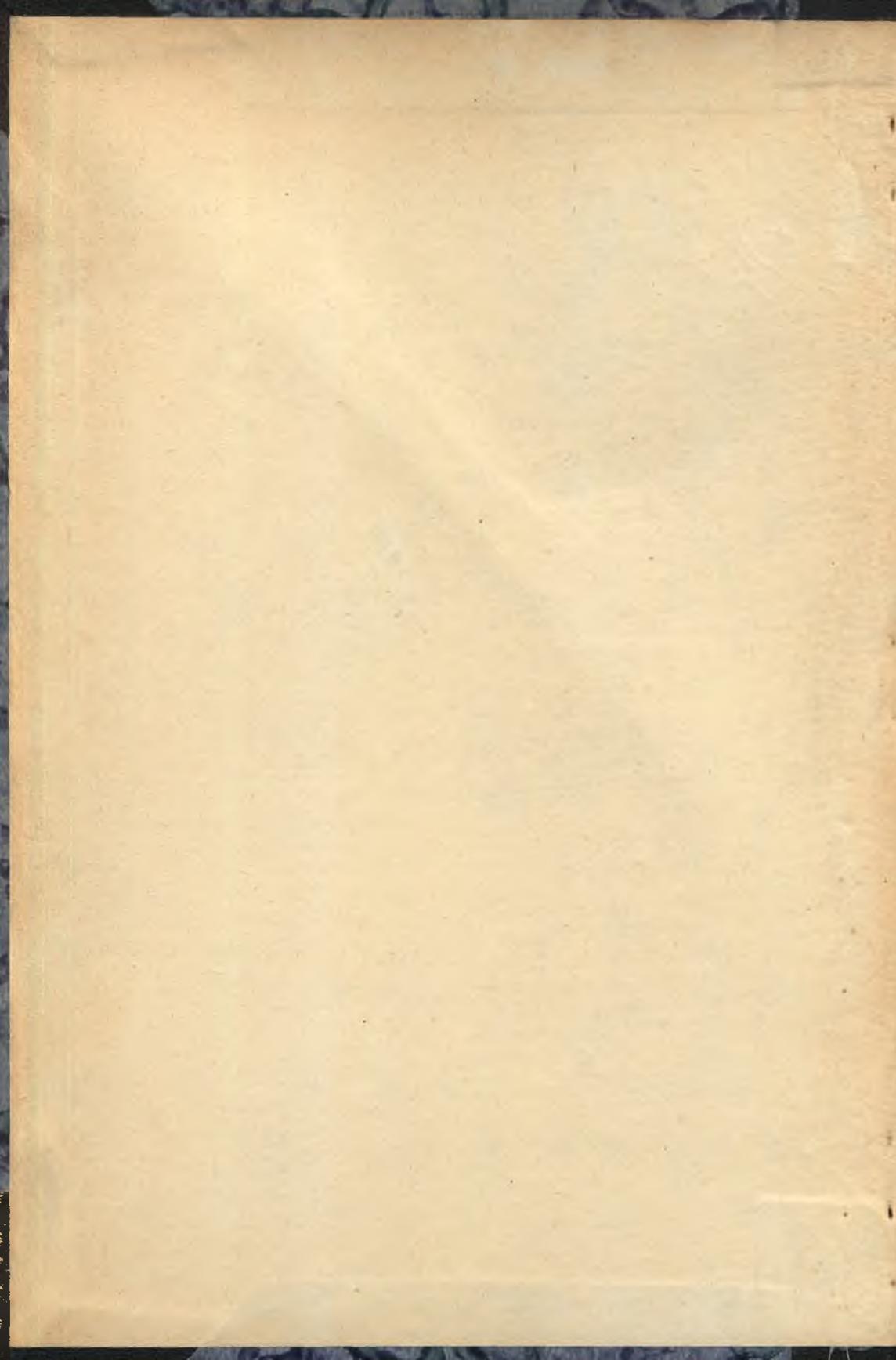


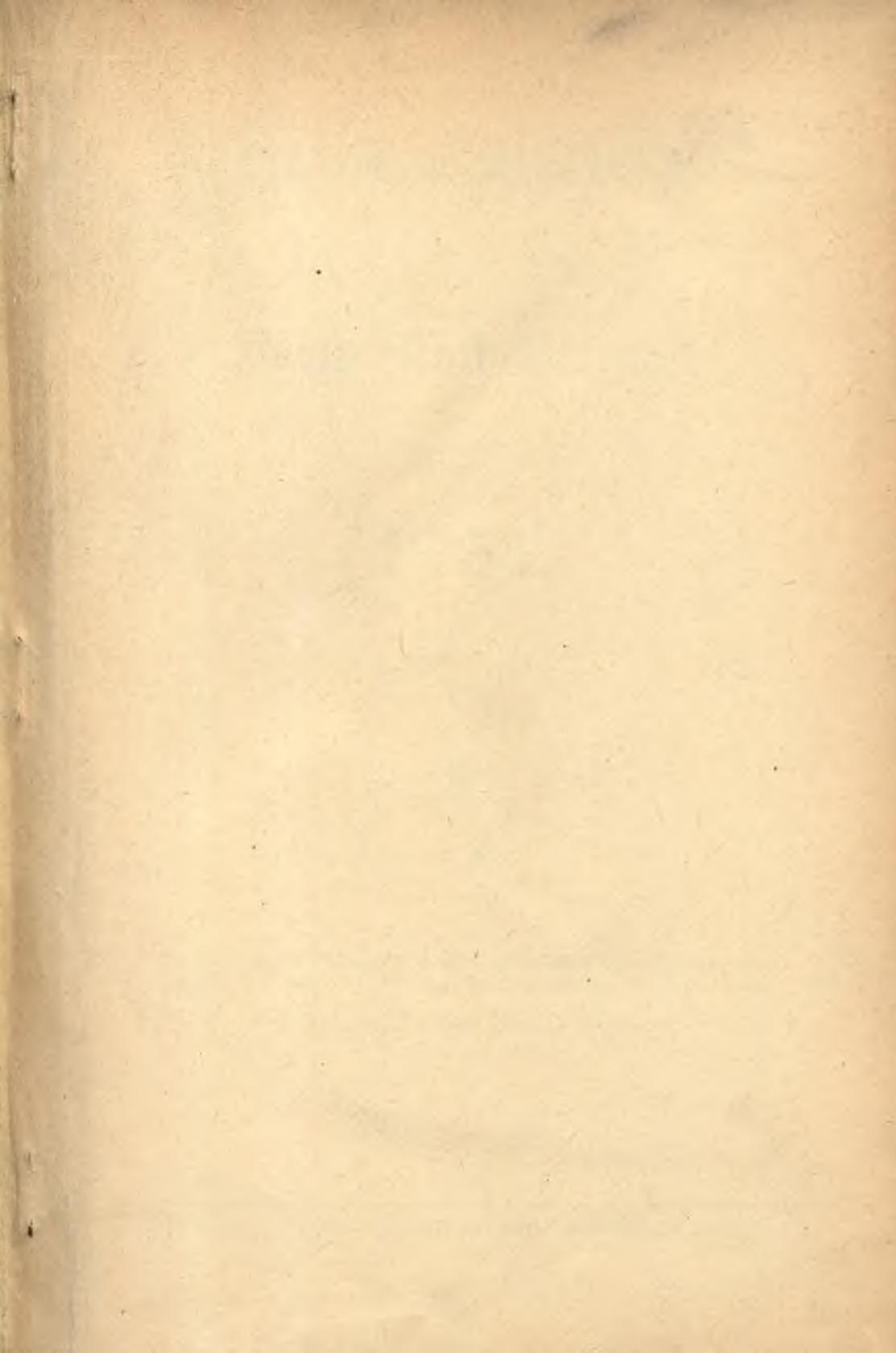
HEIMAT- KALENDER

des

Kreises Tost-Gleiwitz.

Preis 75 Pfa.





Heimatkalender

für den

Kreis Tost-Gleiwitz

für das Jahr

1931.

4. Jahrgang.



Im Auftrage des Kreis Ausschusses für Jugendpflege begründet und herausgegeben von einer Tost-Gleiwitzer Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde.

Schriftleiter: Lehrer Richard Kosubek.

SL1c1

4065, 1931

II

u. 7m / 13714
1. 10. 201



X-6108	
4065/	<u>II</u>
/ 1931	



Schrotholzkirche in Ponschowitz.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

Kirche in Bonischowitz.

Jahresrückblick. G. H. Joneleit.

33 Kalendarium.

Grenzlandleid. Von G. H. Joneleit.

Aus vergangenen Zeiten.

- 35 Auf den Spuren der ältesten Bewohner unseres Kreises.
(A. Skalnič-Gleiwitz).
- 44 Oberschlesiens älteste Schrothholzkirche. (Marcell Ziolka).
- 47 Was der Volksmund vom Grafen Gaschin erzählt.
(A. Hellmann).
- 49 Der obereschlesische Zinkkönig als Stalljunge in Tost.
(R. Kosubek).
- 50 Bildstock im Labander Walde.
- 50 Wie Probošowitz entstanden sein soll. (Georg Freißner).
- 52 Ein Speicher in Pilchowitz.
- 53 Ein Sohn unserer Heimat. (Josef Malkusch).
- 54 Alte Dorfkapelle in Kottlischowitz.
- 55 Der Kreis Tost-Gleiwitz in friderizianischer Zeit.
(Walter Krause).
- 59 Ein Spukhaus in Oberschlesien. (Kaisig-Gleiwitz).
- 60 Der obereschlesische Sender.

Aus unseren Tagen.

- 62 Ein junger obereschlesischer Komponist. (R. Kosubek).
- 63 Wochenend im Landkreise.
- 65 Erntedank.
- 66 Dratscher Vorstadt.
- 72 Heldenehrung im Kreise.
- 75 „Graf Zeppelin“ über Oberschlesien.
- 77 Die Schullinde von Pilchowitz.
- 78 Das Städtische Schulmuseum in Gleiwitz. (R. Urbanek-Gleiwitz).
- 81 Der St. Annaberg.
- 82 Was jeder vom Landkreise wissen muß.
- 7 Kennst Du die Landwirtschaft des Kreises.
- 103 Die Volksschullasten. (Regierungsassessor Listemann-Gleiwitz).

- 107 Die Sandgewinnungsanlage und das zukünftige
Sersno. (Dipl. Bergingenieur Zimmermann-P
112 Der Storchbestand im Kreise. (Professor Brinkma
113 Verlauf der Witterung in Oberschlesten.
115 Notlandung eines rumänischen Militärflugzeuges
Peiskretscham.

Volkstündliches.

- 116 Deutung der Ortsnamen des Kreises. (Walter Kraus
123 Im Zauber der Sonnenwende. (G. H. Joneleit).
125 Ein Brauch aus dem Osterfestkreise. (E. Czmoř).
128 „Gott läßt seiner nicht spotten“. (Siegfr. Pleška).
130 Der Wassermann in der Birawlamühle. (Malkusch).
131 Das goldene Ei im Schloßbrunnen. Rektor Burgund).
132 Mehr Tier- und Pflanzenschutz.
135 Jugendpflege und die hauswirtschaftliche Erziehung unsere
Jungmädchen. (Maria Schega-Tost).

Unterhaltung.

- 138 Der alte Musikant.
140 Die große Posaune. (Kurpiun).
148 Zum Geburtstag des deutschen Reiches.
150 Lustige Gefe

Verschiedenes.

- 155 Erste Hilfe bei Unglücksfällen.
157 Preisauschreiben.
158 Märkteverzeichnis.
159 Postgebührentarif.
161 Finsternisse im Jahre 1931.
-

Dem Heimatkreise.

Bin ich die schier unzähligen Treppenstufen im neuen, en Doster Wasserturm hinaufgestiegen bis auf die Blattwitter war soeben vorübergezogen. Lichtblau spannt sich die Himmelskuppel über mir aus. Wie in einem aufgeschlagen liegt ein Teil des Heimatkreises vor mir in seiner Pracht.

Amütig das 700 Jahre alte Heimatstädtchen am Fuße der Burg, unter deren Schutze es sich ausbreitet! Hitz liegen die der Vormittagssonne über seinen ziegelroten Dächern. Weiter Fernen saugt der spärende Blick sich ein. Ungeahnte Schönheiten schließen sich mir; in ihrem Genuß schwelgt das Auge.

Schaue gen Osten über das märchenhafte Fasaneriewäldchen das mellige Chelmplateau. Ganz deutlich vermag ich die von Peiskretscham und von dem uns entrissenen Tarnowitz zu sehen. Wie gemächlich schlängelt sich im Süden wie ein Band die Elbe dahin, vorbei am stolzen Herrenitz von Blawniowitz. Labands mit ihren Rauchfahnen und die Spitzen des Gleiwitzer Senders sind sichtbar; fernher erscheinen die bläulich verdämmernden Umrisse der Westiden. Die Hügelreihe des Chelm fast das bunte Bild in einen Rahmen, über den die Blicke schweifen bis St. Annaberg, Oberschlesiens Hauptstadt, das grüßend herüberwinkt. Meinen Gesichtskreis umschließen herrlichen Hohenloheschen Wälder und im Norden die Forst von Bromborka, deren Föhren und Tannen kerzengerade zum Himmel streben. Freundig überrascht bin ich von der Lieblichkeit der landschaftlichen Reize.

Inmitten freundlicher Bauerndörfer erblicke ich wohlgepflegte Gärten, jedes Dorf ein kleines Reich für sich. Dort schreitet froh der Landmann vom Feld, von dem der Atem der eben rastenden Arbeit mit heimwärts segelt. Ueberall wogt das reifende, goldschimmernde Korn. Ringsum stehen uralte, liebe Kunstdenkmäler, die Schrotholz Kirchlein von Pniow, Sacharowitz, Groß-Patschin und Konischowitz.

Sinnend forsche ich nach den Spuren vergangener Zeiten. Das vorhin vorübergezogene Gewitter ruft in mir Erinnerungen wach an Aufstand und Plünderung von anno 1921, als unsere Heimat in Not war, Erinnerungen an die Wunden, die ihr der Weltkrieg schlug, aus dem so viele Söhne und Väter nicht mehr zurückkehrten und ihre Heimat nicht mehr wiedersehen. So schaue ich träumerisch in die Ferne. Da ruft der Klang der Mittagsglocke meine Gedanken zurück in die nackte Wirklichkeit. Ein letzter Blick noch übers Heimatland. Wahrlich, wie ein Garten Gottes liegt du hier ausgebreitet und redest trotz deines Friedens eine so eindringliche Sprache, daß mir das Herz aufgeht und mich zu dem Ausruf drängt:

Seid begrüßt mit tausend Grüßen,
Berge, Kirchen, Roggenfelder,
Traute, schmutze Siedelungen,
Dunkelgrüne Kiefernwälder!

Heimat, dir aus treuem Herzen
Sei ein frohes Lob gesungen
Und ein Kranz lebend'ger Blumen
Dir um deine Stirn gewunden!

Loft, am Fest Peter Paul 1930.

Richard Kosubek.

Rückblick und Ausblick.

Ein namenloses schweres Jahr liegt hinter uns. Vaterlande in Versailles aufgezwingenen Lasten, die und Volkselend gebracht haben, fühlten und fühlen wir ganzen Schwere. Mißwirtschaft, Zwietracht und Kampf Lager auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete sind Folge. Nicht genug an dieser allgemeinen Not brachte u flossene Jahr schwere Gruben-, Verkehrs- und Umwetterk. Man kann es allgemein als Katastrophenzjahr bezeichnen. schichte Deutschlands wird das verflossene Jahr nicht als Mi fortleben. Die Nation, die in den Kriegsjahren bis zur leugnung Uebermenschliches geleistet hat, war stark, solange war. Seit dem Zusammenbruch hemmt der allgemeine deutsc innerhalb der großen Volksgemeinschaft den Wiederaufbau. daher den krassen Egoismus unsrer Tage zu überwinden, da unser deutsches Vaterland und mit ihm unsere geliebte oberj Heimat am Ende des nächsten Jahres anders dastehen als heu. müssen uns unser Schicksal selbst gestalten, voll Gottvertrau unsere Zukunft glauben und mit Friedrich Schiller sprechen: „In Brust sind deines Schicksals Sterne.“

Der 1. Juli 1930 war für ganz Deutschland ein Freuden. Nach fast 12 jähriger Besetzung durch die Franzosen und ihre Buni genossen wurde an diesem Tage das Rheinland frei. Große Freude und Freuden fanden im ganzen deutschen Vaterlande, so auch i Oberchlesien, statt. Reichspräsident von Hindenburg begab sich in das befreite Gebiet und überbrachte den treuen Rheinländern den Dank der ganzen Nation. Leider fand die Jubelreise des Reichspräsidenten durch den Brückeneinsturz bei Koblenz einen vorzeitigen und traurigen Abschluß.

Wohl ist der Druck der fremden Besatzung vom Rheinland genommen und der stolze deutsche Rhein fließt frei durch deutsche Gefilde, doch an der lieblichen deutschen Saar tummelt sich noch französische Soldateska. Die deutsche Saar liegt noch in Banden und kämpft verzweifelt um die Heimkehr zum Mutterlande. Der Leidensweg des deutschen Volkes ist noch nicht zu Ende. Die Annahme des Youngplanes hat Deutschland auf drei Generationen hinaus zu hohen Tributzahlungen verpflichtet. In allen politischen Lagern ist die Einsicht vorhanden, daß wir auf die Dauer die übernommenen Verpflichtungen nicht werden erfüllen können. Wenn auch die Lasten, die uns nach dem Dawesplan aufgebürdet waren, vermindert worden sind, dennoch wird sich in absehbarer Zeit eine Revision als notwendig erweisen.

Der Präsident der deutschen Reichsbank, Dr. Schacht, glaubte die Verantwortung für das von ihm mitgeschaffene Werk nicht mehr tragen zu können und legte kurz nach dem Vertragsschluß im Haag zu Beginn des Jahres sein Amt nieder. Der ehemalige Reichskanzler Dr. Luther wurde sein Nachfolger.

Die Annahme des Youngplanes hatte schwere politische Kämpfe mit sich gebracht. Hugenberg und Hittler haben den Versuch gemacht, durch Volksbegehren und Volksentscheid die Ablehnung der Haager Verträge zu erzwingen. Die Mehrheit des deutschen Volkes lehnte diesen Weg ab. Man wollte damit das Rheinland befreien und B. ruhigung im Volke schaffen, um Aufgaben erfüllen zu können, di länger nicht mehr aufgeschoben werden durften.

nete und vernachlässigte deutsche Osten erhob seine
ch und Staat. Erwerbslosenelend, Konkurse, allgemeine
n Handel, Gernerbe und Landwirtschaft und die große
Kommunen in den östlichen Provinzen haben sich zu
befahr für ganz Deutschland herausgebildet. Der deutsch-
delsvertrag und das Liquidationsabkommen mit Polen
de für unsere Heimatprovinz Oberschlesien eine schwere
Belastung. Stilllegung von Betrieben, Arbeitsmangel
bau sind an der Tagesordnung. Eine umfassende Hilfs-
einsetzen, um den Niedergang der oberschlesischen Wirt-
halten.

präsident von Hindenburg ermies sich wiederum als Retter
n Ostens. Er war es, der als erster die Verzweiflungsrufe
tprovinzen vernahm und eine großzügig angelegte Dsthilfe
tur unter dieser Bedingung setzte er seine Unterschrift unter
plan. Ende März berief er das Kabinett Brüning, welches
Sanierung der Reichsfinanzen in erster Linie die Rettung
rovinzen und der Landwirtschaft durchzuführen hatte. Das
hat sich durch Einleitung einer tatkräftigen Hilfsaktion für
nzen Osten große Verdienste geschaffen.

a sich für die Deckungsvorlagen des Kabinetts Brüning im
stage keine Mehrheit fand, mußte derselbe Mitte Juli aufgelöst
en. Durch Notverordnungen und mit Hilfe des Artikels 48 mußten
ur Ordnung der Reichsfinanzen und Wiederherstellung der Wirt-
st sowie für die Dsthilfe erforderlichen Gesetze erlassen werden.

Am 14. September 1930 fanden die Reichstagswahlen statt. Unter
n Druck der wirtschaftlichen Not erhielten die extremen Parteien
rken Zuzug. Die Nationalsozialisten brachten es von 12 auf 107
und die Kommunisten auf 76 Abgeordnete. Mit Ausnahme des
Zentrums, das 7 neue Sitze gewann, wurden die übrigen Mittelparteien
mehr oder weniger aufgerieben.

So ist der neue Reichstag noch weniger arbeitsfähig, als der alte.
Die Regierung hat keine sichere Mehrheit hinter sich. Eine erneute
Reichstagsauflösung droht herauf, mit ihr aber Diktatur, Staatskrise
oder gar noch Schlimmeres.

Vor schweren Grubenkatastrophen blieb unser schmergeprüftes
deutsches Vaterland auch nicht verschont. Drei schwere Tage mußte
der deutsche Bergbau durchleben. Unsere Schwesterprovinz Schlesien
wurde am 9. Juli von einem schweren Kohlenäureausbruch auf der
Wenzeslausgrube bei Neurode im Waldenburger Gebiet heimgesucht.
151 Bergleute kamen dabei um ihr Leben. Am 21. Oktober fand
eine Dynamit-Explosion auf der Grube Anna II bei Alsdorf im
Rheinland statt. Das Unglück forderte 258 Opfer. Noch waren die
Toten von Alsdorf nicht zur letzten Ruhe getragen und schon traf
eine neue schwere Hubschotschaft aus dem Saargebiet ein. Auf der
Grube Maybach ereignete sich eine Schlagwetter-Katastrophe, die 115
Bergleuten das Leben kostete. Ganz Deutschland lag in tiefer Trauer.
Auch das Ausland nahm rege Teilnahme. Die Regierung leitete sofort
für die Hinterbliebenen eine Unterstützungsaktion ein.

Unsere Heimatprovinz kann das verfloffene Jahr als ausae-
brochenes Notjahr bezeichnen. Groß war die Arbeitslosigkeit im
Winter. Im Februar nahm die Industrie große Arbeiter-Entlassungen
vor. Juni-Juli erreichte die Wirtschaftskrise ihren Höhepunkt. Die
Haushaltspläne der städtischen Wohlfahrtsämter geben ein erschütterndes
Biegelbild von der furchtbaren Notlage in breiten Volksschichten.
adaufzügen in den Stadtverordnetenversammlungen, politische Schlä-

gereien, Zunahme von Verbrechen sind die Folgen. Not. Selbstmorde, Familientragödien und Konkurse zu. Schwere Unglücksfälle ereigneten sich auf der Beuthen und auf der Konfordiagrube in Hindenburg. Brecherischen Brandstiftung in Stanitz bei Rauden die Familie zum Opfer.

Eine große Dürre herrschte in den Monaten Juni und Juli. Getreide wurde notreif; die Wiesen dörten aus. Die viel erweckende Ernte sank herab zu einer Unterdurchschnitts-

Die große Notlage aller Volksseile offenbarte sich in dem allgemeinen Geldmangel. Die Stadtverwaltungen hatten große Schwierigkeiten, die Verwaltung aufrecht zu erhalten. Rigorose Einsparungsmaßnahmen und Reformen mußten eingeführt werden.

Die seit Februar durch den Tod des Landeshauptmanns Piontel verwaiste Provinzialverwaltung wurde am 12. März dem Rechtsanwalt Woschek aus Gleiwitz besetzt. Das Gleiwitzer Präsidium übernahm Dr. Danehl.

Viel Jubel löste im Juni und Oktober der Besuch des „Graf Zeppelin“ in Oberschlesien und unserer engeren Heimat in der grenzenlosen Not war es ein erhebender Augenblick, den die Eroberer der Lüfte über dem bedrohten Grenzlande bewundern können. Neue Kraft und neuer Mut ist bei Tausenden und Tausenden von verzweifelten Grenzmärkern eingezogen. „Graf Zeppelin“ ist uns Symbol geworden für eine bessere deutsche Zukunft. Deutscher Erfindergeist läßt sich nicht in Ketten legen und die deutsche Schaffkraft wird auch die schwarzen Gegenwartstage meistern und sich der Zukunft mit Licht und Sonnenschein zimmern.

Daß der strebsame Geist des oberschlesischen Grenzmärkers nicht unterdrückbar ist, beweisen die mannigfachen Neuerrungenschaften im verflossenen Jahre. So bekam Gleiwitz ein Eichendorff-Oberlyzeum und ein Oberlyzeum der armen Schulschwesterinnen. Im Landkreis wurden vier neue Volksschulen und eine Anzahl Jugendheime errichtet. Beuthen bekam die pädagogische Akademie, Oppeln ein neues Hindenburg-Realgymnasium und Ratibor eine Landwirtschaftsschule.

In diesen Freudenkelch fiel Ende Oktober ein bitterer Tropfen Bitterkeit. Der tagelang anhaltende starke Regen brachte die Oder mit ihren Nebenflüssen aus den Ufern. Weite Landstrecken wurden unter Wasser gesetzt. Dörfer und Städte ragten wie Inseln aus dem Wasser hervor. Bei Quarghammer erfolgte ein Dammbruch. Die Technische Nothilfe unter Führung des Bergassessors Fritsch aus Peiskretscham mußte eingreifen. In tagelangem schweren Ringen mettelerten hier mit Erfolg die Bergschüler von Peiskretscham mit Maschinenbauschülern aus Gleiwitz und den Baugewerkschülern aus Beuthen. Sie haben sich unschätzbare Verdienste erworben. Unsere Schwesterprovinz Niederschlesien wurde von der Naturkatastrophe noch schwerer betroffen. Vielfach mußte die Reichswehr helfend eingreifen. Viel Vieh und Wild ist in den Fluten umgekommen. Selbst Menschenleben sind zu beklagen. Der Schaden ist groß. Eine Hilfsaktion muß in die Wege geleitet werden.

* * *

So ist ein Notjahr in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht dahingegangen. Ein neues Jahr steigt herauf. Wir wünschen uns Glück zu jedem neuen Jahr. Glück erhoffen wir ganz besonders dem Kommenden. Weshalb? Nun vielleicht weil wir auf dem Wo-

Aus vergangenen Zeiten

Auf den Spuren der ältesten Bewohner unseres Kreises.

(Fortsetzung des Aufsatzes von 1930.)

Von

A. Skalnik-Gleiwitz.

Unsere Vorfahren der vorchristlichen Jahrtausende hatten ihre Werkzeuge und Waffen aus Stein und Bronze gefertigt. Der Aufsatz des letzten Heimatkalenders zeigte die Fundgegenstände der Stein- und Bronzezeit im Bilde, nannte auch die Orte unseres Kreises, an denen Gegenstände gefunden worden waren. Ergänzend ist nachzutragen, daß vor kurzem in Nieborowitz eine Streitart aus Stein ausgeackert und westlich der Herminenhütte bei Laband ein Steinbeil gefunden worden sind.

Die Bronze, das erste Metall der Urzeit, hatte mehr als tausend Jahre lang vortreffliche Dienste geleistet; die goldstrahlenden Bronzeerzeugnisse hatten das Auge des Armenischen erfreut.

Um 800 v. Chr. Geb. lernten unsere Vorfahren ein neues Metall, das Eisen, kennen, das wegen seiner großen Vorzüge seine Herrschaft bis zum heutigen Tage behauptet. Die Bronze wurde aber durch das Auftreten des Eisens zunächst nicht verdrängt, sondern nebenher weiter verarbeitet. Da das aus Kaseisenerz gewonnene Eisen geschmiedet werden mußte, gesellte sich zu dem bisherigen Handwerk der Bronzegießer noch das der Schmiede.

Wie wertvoll muß doch den Menschen das erste Eisen erschienen sein, da man zuerst Schmucksachen, Arm- und Halsringe, daraus fertigte! 4 plumpe, schwere Armringe jener ältesten Eisenzeit zeigt uns das Oberschlesische Museum in Gleiwitz (Bild 1). Bewohner unseres Kreises hatten vor Jahrtausenden den uns heute minderwertig erscheinenden, durch Rost beeinträchtigten Schmuck getragen, der auf dem Gelände östlich des Dorfes Lohnia ausgegraben worden war. Das am rechten Klodnitzufer liegende Dorf ist eine hervorragende Fundstätte der ältesten Eisenzeit. Im Jahre 1868 wurden zuerst auf dem zur Klodnitz abfallenden Acker des Barons von Koppitz Gefäße, Eisen- und Bronzegegenstände zutage gefördert. Man hatte dabei leider zu wenig Sorgfalt geübt, hatte es auch versäumt, die Funde einem Museum zu übergeben. So ist von den ersten Funden nichts erhalten geblieben, was im Interesse der Bodenforschung sehr zu bedauern ist.

Bei Anlage einer Sandgrube, im Jahre 1900, kamen wieder Gegenstände aus vorgeschichtlicher Zeit zum Vorschein. Die diesmal geborgenen Funde sind der Nachwelt erhalten, da man sie zum großen Teil der Museen in Breslau und Gleiwitz zugeführt hatte.

Und noch einmal führte der Zufall zur Entdeckung weiterer Gegenstände. Es war dies im Jahre 1913, als eine Feldbahn gebaut wurde.

So hatte man im Laufe von Jahrzehnten ein mehrere Morgen großes Gräberfeld freigelegt, auf dem neben vielen Urnen, die zur Bestattung der auf dem Scheiterhaufen verbrannten Toten benutzt worden waren, auch zahlreiche, den Verstorbenen mitgegebene Schmuckgegenstände gehoben wurden.

Im Oberschlesischen Museum befindet sich u. a. eine große, bauchige, glänzend schwarze Urne aus Lohnia (Bild 3). Vier strahlende Sonnenscheiben, zwischen vier Gruppen senkrecht verlaufender Furchen angeordnet, schmücken das Gefäß, das die vorher erwähnten 4 eisernen Armringe und einen eisernen Halsring und die Ueberreste des verbrannten Toten enthielt. Diese Urne ist ein äußerst seltenes Altertumsstück und ist einzigartig für Oberschlesien. Die Darstellung auf der Urne beweist, daß die Sonne in jener Zeit göttlich verehrt wurde.

Vier ausgegrabene rote Töpfe mit rauher Oberfläche, mit Finger- tuffverzierung und Knubben, auch mehrere schüssel- und napfförmige Gefäße, je ein Hals- und Fingerring aus Bronze des Fundes von Lohnia werden im Gleiwitzer Museum aufbewahrt. Vom Feuer unberührte Schädelknochen und Backenzähne berechtigen zu der Annahme, daß neben der Leichenverbrennung auch wieder die gewöhnliche Bestattung damals üblich war.

Viele Fundgegenstände aus Lohnia sind im Besitz des Breslauer Museums für Altertumskunde. Fünf große, hohlgegoßene Armringe aus Bronze (Bild 2), mit fast zusammenstoßenden Enden und senkrecht nebeneinanderstehenden Rippen als Verzierung befinden sich dortselbst. Die Innenseite der Ringe hat in ihrer ganzen Länge einen offenen Spalt. Wie haben die Bronzegießer solche Ringe hergestellt?

Ueber einem zuerst geformten Tonmodell wurde eine Wachsschicht in Stärke des Bronzegusses aufgetragen und mit einem Tonmantel umgeben. Das eindringende flüssige Metall schmolz, verdrängte das Wachs und bildete nach dem Erstarren den Hohlring. Durch den inneren Schlitzz entfernte man zuletzt den Tonkern.

Auch ein aus Bronzedraht gedrehter Halsring mit Enden, die ineinanderhaken (Bild 6) und ein offener Bronzehalsring mit gerade abge schnittenen Enden (Bild 5) sowie zwei weitere Halsringe befinden sich im Breslauer Museum.

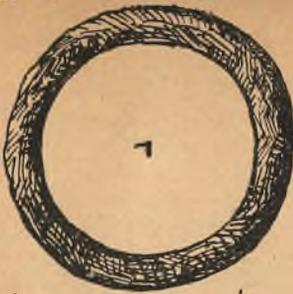
Außerdem besitzt letztgenanntes Museum noch eine Spiralscheibentopfnadel (Bild 7), die einst zum Feststecken des Gewandes gedient hatte, einen Gürtelhaken aus Bronze in Form einer Nauten, mit 2 Ansätzen zur Befestigung und mit eingepunzten Kreisen verziert (Bild 8), zwei Bronzedrahtspiralen, die wohl als Fingerringe benutzt worden sind, 9 Knöpfe aus dünnem Bronzeblech, mit Defsen an der gewölbten Innenseite, und endlich auch noch vier Gefäße.

Diese vielen Gegenstände hatte man früher dem Breslauer Museum überlassen, weil Oberschlesien damals noch keine Museen, auch keine eigene Altertumsforschung hatte. Heute wird man heimatische Funde den Sammlungen unserer Provinz übergeben.

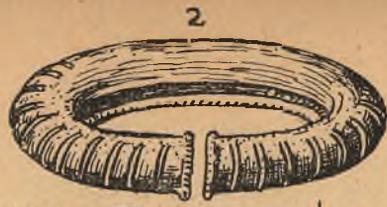
Im Beuthener Museum ist als einziges Fundstück von Lohnia ein grünpatinierter, gedrehter Bronzehalsring, der federnd ist, auseinandergezogen und bequem um den Hals gelegt werden kann (Bild 6).

Durch die bis dahin erwähnten zahlreichen Funde nimmt Lohnia eine bedeutame Stellung in der Urgeschichte unserer Provinz ein.

In der Nachbarschaft von Lohnia, in Brzezinka, einem Dorf westlich von Gleiwitz, ist eine gleiche Gewandnadel, wie die von Lohnia und ein Bronzering (Bild 10) gefunden worden. Sie gehören also auch der Mitte des Jahrtausends vor Chr. Geb. an und befinden sich im Oberschlesischen Museum in Gleiwitz.



Eiserner Armring



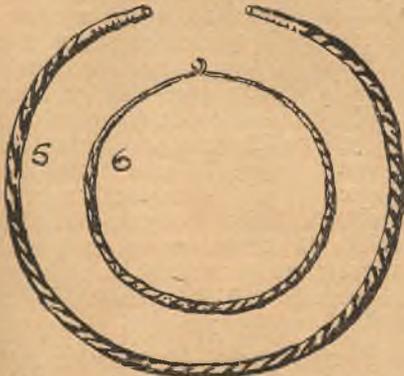
Hohler Bronzearmring



Urne mit Sonnenmuster



Fingerring aus
Bronzedraht



Halsringe



Gewandnadel
mit Spiralschei-
benkopf



Henkelschale



Gürtelhaken

Fundgegenstände von Lohnia

Skalnik-Gleiw.

Aus dem ebenfalls in der Nähe von Bohnia liegenden Dorfe Rudziniß stammt eine im Breslauer Museum aufbewahrte eiserne Hohl- oder Tüllenart (Bild 11), die eine ähnliche Form hat wie die Letzte der letzten Bronzezeit, nur die Deise am oberen Rande fehlt.

Eine früheisenzeitliche Befestigungsanlage (Burgwall) ist vor wenigen Monaten bei Kamieniek auf der Anhöhe neben der Mühle (Besitzer Starostzil) festgestellt worden. Die darauf gefundenen verzierten Gefäßscherben ermöglichten diese Zeitbestimmung der Wehranlage.

Welchem Volksstamme gehörten die Menschen, deren Hinterlassenschaft bis dahin besprochen worden ist, an?

Noch herrscht keine Klarheit in der Beantwortung dieser Frage. Die heimatlichen Forscher nehmen an, daß die Bevölkerung weder urslawisch, noch urgermanisch, sondern stammberwandt mit den damals südlich wohnenden Illyriern war.

Die in der Stein- und Bronzezeit günstigen Witterungsverhältnisse verschlechterten sich in der vorchristlichen Eisenzeit. Ein Klimasturz trat ein, führte zum allmählichen Untergange der Völker oder zwang sie zur Abwanderung. So wird auch unser Kreis in den Jahrhunderten vor Chr. Geb. nur sehr schwach bevölkert gewesen sein. Einfälle feindlicher Völker mögen auch einen Teil der Bewohner verdrängt haben.



Germanischer Krieger.

Um Christi Geburt war Oberschlesiens Einwohnerzahl wieder beträchtlich. Hochgewachsene Menschen — Germanen aus dem Stamme der Wandalen — waren von Norden her in unsere Provinz eingewandert, ein wehrhaftes Volk, dessen Krieger den eisernen Speer und einen runden hölzernen Schild mit aufgesetztem eisernen Schildbuckel, zum Schutze der Hand und zum Auffangen der Schläge, trugen. Die Führer und Vornehmen der Völkerschaft verfügten über eiserne Schwerter und trugen Sporen als Reiter. Eiserner Bügelschere dienten den germanischen Männern zum Kürzen des Haupt- und Barthaares, ein am Gürtel angenietetes Feuerstahl zum Entzünden des Lagerfeuers und zum Schärfen des Messers.

Darstellungen, die die germanischen Vorfahren als langbärtige, struppige, mit Tierfellen norddürftig bekleidete Krieger mit phantastischer Kopfbedeckung zeigen, sind erfunden und entsprechen nicht den heutigen Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung. Das hier veröffentlichte Bild ist eine zuverlässige Darstellung eines germanischen Kriegers.

In unserem Nachbarkreise Groß-Strehlitz sind an vielen Orten, besonders im Dorfe Chorulla außerordentlich viele Waffen und Ge-

bedürfnisgegenstände der Wandalen aus Krieger- und Frauengräbern geborgen worden.

Im Kreise Ost-Gleiwitz fehlen Fundgegenstände solcher Art, weil bis heute kein wandalisches Grab ermittelt und aufgedeckt worden ist. Aber mehrere germanische Siedlungsplätze sind durch Scherben-, Münz- und Wohngrubensfunde festgestellt worden.

So wurden 1929 in der Nähe von Peiskretscham, am Rande der Sandgrube von Nieder-Gersno, dem Gutshofe gegenüber sowie auf einem Felde in der Nähe der Kropfshemühle verzierte Scherben gefunden, die von germanischen Vorratsgefäßen, zum Teil auch von sog. Krausen stammen. Letztere waren bauchige Gefäße mit engem Hals und ausladendem Rand (Bild 12). Die Scherben beweisen, daß die genannten Gegenden im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. von Wandalen besiedelt waren. Am oberen Rande der steilen Sandgrube von Nieder-



Gersno wurden auch Vertiefungen mit schwarzem Boden unter der Humusschicht (siehe Pfeil auf dem Bilde) ermittelt, die Wohnstellen der germanischen Siedlung andeuten. Bei ihrer amtlichen Untersuchung wurden Scherben und Reste der ehemaligen Feuerstelle entdeckt. Durch den Bagger, der seit langem unaufhaltsam Tag für Tag die Wände der Sandgrube abträgt, ist die ehemalige germanische Siedlungsstätte zum größten Teil zerstört worden. So manche wertvolle Fundgegenstände mögen durch ihn spurlos beseitigt worden sein, da eine dauernde Beobachtung der Baggerarbeiten nicht möglich war.

Schon vor mehreren Jahren waren auch bei Klein-Patšcin, Probošowitz und Dombrowka germanische Siedlungen durch Scherbensfunde festgestellt worden.

Auch wird berichtet, daß bei Erdarbeiten in Wischnitz, Schwieben und Kadur eiserne Waffen, Speerspitzen und Sporen zum Vorschein gekommen seien. Doch ist nichts Bestimmtes hierüber zu erfahren.

Wir wissen, daß unsere germanischen Altvordern im Handelsverkehr mit den Römern standen, deren Kaufleute unsere Provinz auf dem Wege zur Ostsee durchzogen. Von dort holten sie den von den römischen Frauen geschätzten Bernstein. So manche Münze gelangte durch den Verkehr mit den Römern in die Hände der Germanen, ging gelegentlich einmal verloren und wurde in heutiger Zeit wiedergefunden.

Auf einem Felde bei Dost war einst ein silberner Denar des römischen Kaisers Trajan ausgeadert worden. Eine römische Kupfermünze der Faustina wurde im Stadtbezirke Gleiwitz, eine andere Kupfermünze durch einen Hüttejungen im Labander Walde gefunden.

Verhältnismäßig gering ist die Ausbeute aus dem kulturell so wichtigen Zeitabschnitt, in dem Germanen bei uns wohnten. Ueber raschend waren die vorher erwähnten Erfolge der letzten 2 Jahre. Und so ist zu hoffen, daß planmäßiges Absuchen der Felder, fortgesetzte Forschungsarbeit und der Zufall recht bald weiteres Material liefern werden.

Ein großes Völkerm Wandern setzte in den Jahrhunderten nach Chr. Geb. ein. Germanische Völkerstämme veränderten des öfteren ihre Wohnsitze oder verließen ihre alte Heimat für immer.

Auch in unseren germanischen Vorfahren regte sich die Wanderlust. Die wandalischen Scharen verließen um das Jahr 400 die Wälder Oberschlesiens und wandten sich nach dem Westen. Sie zogen nach Spanien und setzten auch nach Nordafrika hinüber. Dort gründeten sie unter ihrem Führer Geiserich ein großes Wandalenreich mit der Hauptstadt Karthago.

Jahrhundertlang war dann unsere Heimat schwach bevölkert, da nur wenige Stammesbrüder der Wandalen zurückgeblieben waren.

Jahrhunderte nach dem Abzug der Germanen trat ein neues Volk in Oberschlesien auf. Slawen wanderten von Osten her bei uns ein, anfänglich nur in geringer Zahl. Die Einwanderung dürfte vor dem 7. Jahrhundert nicht begonnen haben. Nur wenig Funde aus jener Zeit geben uns Aufschluß über die Kultur der Einwanderer. Bei Schachowitz, nördlich von Laband, wurden beim Bahnbau im Jahre 1879 Gegenstände aus der Slawenzeit gehoben: 1 eiserne Axt mit lappenförmiger Verbreiterung, 1 auf der Drehscheibe hergestelltes henkelloses Gefäß mit wagerechter Strichverzierung und 1 eisernes, starkverrostetes Schwert (Bild 13). Die schräge Angel des Schwertes ist typisch für awarische und ungarische Schwerte. Die Awaren, ein aus Südrußland nach Ungarn und Südeuropa eingewandertes Volk, hatte große Teile der Slawen unter seinem Bann. Von den Awaren hatten deshalb die Slawen verschiedene Gegenstände übernommen.

Die Schachowitz'er Funde können in das 10. oder 11. Jahrhundert n. Chr. gesetzt werden und sind im Besitze des Völkermuseums in Berlin.

In Deutsch-Bernitz, südlich von Gleiwitz, wurden frühgeschichtlich-slawische Scherben mit Strich- und wagerechter Riefenverzierung (Bild 14) durch den Pflug ausgeadert. Auch in Pohlisdorf bei Kieferstädtel fand man ähnliche Scherben.

Ausgedehntes Sumpfland zog sich in slawischer Zeit an der träge fließenden Klodnitz und Drama hin. Ein großer Teil unseres Kreises war mit Wald bedeckt. Auf trockenen Stellen, oft im tiefen Forst, lagen die kleinen Dörfer, und noch heute erinnern Ortsnamen an damalige Flurverhältnisse (Dombrowka, Brzezinka, Kamieniez u. a.)

Mit dem hölzernen Hafenspflug (radlo), aus einem starken Gabelast bestehend, mit aufgesetzter Griffstange, bearbeiteten die Slawen den Acker, dessen Oberfläche nur geritzt und nicht tief genug gepflügt werden konnte. Dürftig waren daher die Erträge einer solchen primitiven Flurbestellung.

Zum Schutze gegen Feinde wurden Befestigungsanlagen, Burg- oder Ringwälle und Burghügel, meist in sumpfigem Gelände oder auf Höhen erbaut. Auch in unserem Kreise gibt es derartige Wehranlagen. Ihr Alter ist jedoch schwer zu bestimmen, soweit bis jetzt keine Scherbenfunde gemacht worden sind, die uns sagen würden, aus welcher Zeit sie

stammen. Im Volke sind solche künstliche Anlagen als „Schwedenhügel“ bekannt, obwohl in den meisten Fällen kein Zusammenhang mit den Feinden, die im 30 jährigen Kriege unser Land verwüsteten, vorhanden ist. Es sind oft Befestigungen, die aus frühgeschichtlicher oder mittelalterlicher Zeit stammen, oder vorchristlichen Ursprungs sind, wie der vorher erwähnte Wall von Kamieniez. — Ein ehemaliger Burghügel, eine Befestigung größeren Umfanges, ist in Rudziniz durch den Bahnbau zerstört worden. Der heutige Bahnhof steht auf seinem Gelände.

In Chechlau befindet sich der Rest eines Ringwalles. Mittelalterliche Scherben des 14. Jahrhunderts sind auf ihm gefunden worden.

Im Jahre 1867 berichtete der Geistl. Rat Rosjellek-Chechlau dem Breslauer Museum, daß bei W y d o w, nördlich von Chechlau, sich Ruinen eines alten heidnischen Schlosses, mit einem Wall umgeben, gefunden hatten. Hufeisen, Sichel und Gefäßreste habe man dort ausgegraben. Um das Jahr 1840 ist von der Guts herrschaft das Gemölbe des damals noch vorhandenen Schloßkellers zum Abtragen verkauft worden.



Burghügel, westlich der Hermineuhütte Laband.

Ein künstlich aufgetragener Hügel, vom Volke „Mäuseberg“ genannt, liegt westlich der Hermineuhütte bei Laband. Vielleicht ist es ein Burghügel, der einst einen Verteidigungsturm getragen hat (Bild). Auf seiner berasteten Oberfläche ist bis jetzt noch nichts gefunden worden, was Aufschluß über seine Bedeutung geben könnte. Aber auf dem Plateau in seiner unmittelbaren Nähe sind viele urgeschichtliche Scherben und Feuersteingeräte gesammelt worden, die eine andere Deutung des Hügels nicht ausschließen.

Eine Erhöhung auf den Wiesen südwestlich der Kirche von Rudnau, Gemarkung Laszarzowka, ist durch viele, zum Teil verzierte Scherben, als ein mittelalterlicher Burghügel erkannt worden. Solche Burghügel waren oft Ritteritze der Grundherren, die nicht besser wohnten als die Zinspflichtigen, und sich mit einem turmartigen Bau aus Balkengefüge oder Fachwerk begnügten.



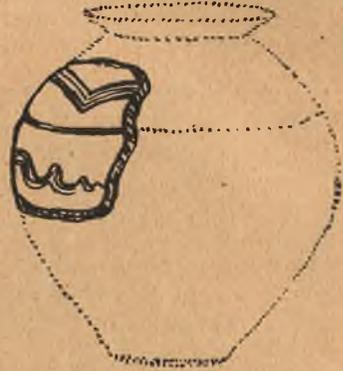
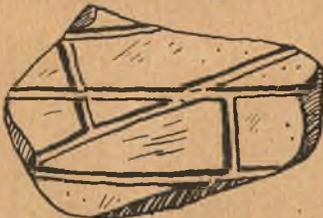
10
Gewandnadel
und Bronzering
aus Brzezinka



11
Eiserne Tüllenaxt
aus Rudzinitz



Spinnwirtel



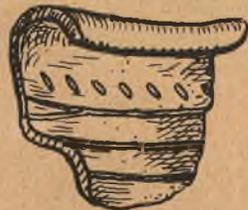
12
Verzierte Scherben germanischer Gefä-
ße des 3. u. 4. Jahrh. n. Chr. Geb. aus Sersno



13



Eiserne Axt, Tongefäß und
Schwert aus Szechowitz



14

Scherben aus Dt. Zernitz



15

Scherben vom
Burghügel in Rudnau
(Laskarzewka) Skalník-Gleis

Ein Burghügel mit mittelalterlichen Scherben ist kürzlich am Niederhof in Koslow ermittelt worden.

Sog. „Schmedenhügel“ gibt es bei Pniow, Lubie, Klüschau und an anderen Orten.

Um alle diese Wehranlagen hat der Volksmund Sagen gewoben, auf die aber hier nicht näher eingegangen werden kann.

Die Geschichte berichtet uns, daß die slawischen Herzöge, die Pfasten, das Land der besseren Verwaltung wegen in Kastellaneien einteilten. Eine Kastellanei wurde im Jahre 1222 auch in unserem Kreise, in Tost, eingerichtet. Kastellane waren Burggrafen, die an Stelle des Herzogs das Land ihres Bezirkes verwalteten. Sie waren etwa Landräte im heutigen Sinne.

Günstig gestalteten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse der Provinz, als die Pfasten im 12. Jahrhunderte deutsche Bauernjöhne aus Sachsen, Franken, vom Niederrhein und aus Schwaben ins Land riefen. Gern folgten jene dem Rufe. Durch sie vollzog sich die Wiedereindeutschung Oberschlesiens.

Auch unser Kreis hat den Rückwanderern viel zu verdanken, die nicht als Eroberer, sondern als Kulturträger des Deutschtums zu uns kamen.

Vorübergehend wurde die Rückwanderung durch den Mongolen- oder Tatareneinfall vom Jahre 1241 unterbrochen. Damals litt auch unser Kreis unter diesen asiatischen Horden. Die Kastellanei Tost war ihrem Ansturm ausgesetzt, verteidigte und hielt sich aber tapfer.

Nach dem Rückzuge der Mongolen setzte die Rückwanderung der Deutschen wieder kräftig ein. Die arbeitsfrohen deutschen Bauernjöhne brachten den eisernen Wendepflug zu uns, schufen aus dem urbar gemachten Waldboden fruchtbares Ackerland, legten Sümpfe trocken und gründeten blühende Dörfer und Städte nach deutschem Muster. — So ist in Gleiwitz und Tost deutlich die deutsche Plananlage — der vier-eckige Marktplatz, mit den sich rechtwinklig schneidenden Straßen, erkennbar. Langgestreckte Reihendörfer, regelmäßig gebaut, Gehöft an Gehöft zu beiden Seiten der Straße, die Kirche in der Mitte des Dorfes, zeigen deutsche Eigenart. Das beobachten wir vor allem in Schönwald, das bis heute sein Deutschtum, seine eigene Sprache, seine Sitten und Tracht erhalten hat.

Auch das Christentum hatte, Dank dem Einfluß des Bistums Breslau, schon frühzeitig bei uns Eingang und Verbreitung gefunden. Des Holzreichtums wegen baute man damals und auch in den späteren Jahrhunderten die Kirchen aus Schrotholz. 17 dieser schönen, alten, von mächtigen Linden und Nüstern umgebene Kirchen, die wir heute als Kunstdenkmäler alter Zeit hoch schätzen und sie zu erhalten suchen, hat unser Kreis noch aufzuweisen. Zu den schönsten derselben gehören die von Ponischowitz (nach Angabe des dortigen Orts Pfarrers schon 1175 gegründet) und die Holzkirche von Pniow, mit ihrer einzigartigen Deckenmalerei aus dem Jahre 1506.

Die Altertumsforschung hat auch für die frühgeschichtliche und mittelalterliche Zeit starkes Interesse, sammelt auch Scherben jener Zeit und wertet sie wissenschaftlich aus. Groß ist die Zahl der Fundorte der mittelalterlichen Besiedlung. Ich nenne nur einige der letzten Zeit: Alt-Gleiwitz, Nieborowitz, Ellguth-Zabrze, Sosniza, Koslow, Patzcha, Saband, Pissarzowitz, Boitschow.

Now ist das Dunkel der Urzeit nicht völlig erhellt. Viel Arbeit harret der Urgefichtsforschung. Wir helfen ihr zum Erfolg, wenn wir

den zuständigen Museen unsere Beobachtungen melden und alle Fundgegenstände — auch unscheinbare unglasierte Scherben — abliefern. Es ist erfreulich, daß die Zahl der Helfer stark zunimmt, daß weite Kreise der Bevölkerung durch die Schulen aufgeklärt und interessiert worden sind. So ist für die Zukunft ein reicher Erfolg gesichert.

Oberschlesiens älteste Schrothholzkirche.

Von
Marcell Fiolka.

Wer Oberschlesien kennt, der weiß, daß unsere heimatlichen Dörfer ihre besondere Physiognomie durch ihre alten Schrothholzkirchen erhalten: ein obererschleisches Dorf, in dem mitten unter hölzernen Hütten und Scheunen ein steinernes Gotteshaus steht, widerspricht unserm Empfinden und wirkt auf den Beobachter wie ein totes Bild. Unsere Schrothholzkirchen, die prächtigen Linden und Rüstern ringsherum, der heilige Ort selbst mit seinem Friedhof muten uns an wie eine andere Welt, die wir moderne Menschen nicht mehr verstehen. Immer seltener werden die hölzernen Heiligtümer, sie fallen dem gesteigerten Raumbedürfnis, der größeren Wohlhabenheit und dem modernen Kunstempfinden langsam zum Opfer, bis auf jene, die versteckt von Wäldern und unberührt vom Rauch der Schöte aus nüchternem Sparsamkeitszinn sich bis auf unsere Tage erhalten haben. Zu diesen wenigen Altentümern gehört auch unsere Ponischowitzer Schrothholzkirche.

Umshattet von mächtigen Rüstern und Linden, die einfach als Prachteremplare bezeichnet werden können, steht sie in ihrer schlichten Erhabenheit da, der stumme Zeuge einer jahrhundertelangen Geschichte. O, wenn sie zu uns Gegenwartsmenschen, zu ihren Parochianen und zu allen Künstlern und Gelehrten, die ihr ehrwürdiges Alter bewundern, sprechen könnte! Sie würde erzählen von ihrer Entstehung; wie unsere slawischen Dorfbewohner vor 750 Jahren in den nahen Urwäldern das nötige Bauholz von ausgesuchter Güte fällten, es mit dem breiten Beil glätteten und dann auf der Anhöhe im Dorfe zu einem Kirchlein zusammenfügten; in wenigen Wochen stand es da, schlicht und ohne jeden äußeren Prunk, der alten slawischen Bauweise ganz entsprechend. Dann kamen sie, die Ungezählten, auf den Ruf des Glöckleins Sonntag für Sonntag, Jahr für Jahr, Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Tage, um nach getaner Werktagsarbeit ihre Pflichten gegen den Allerhöchsten zu erfüllen.

Vor Jahrhunderten waren die Menschen von ihrer Religion viel tiefer durchdrungen als heute; der Gedanke an Gott beherrschte das öffentliche wie das häusliche Leben, der Name Gottes stand am Kopfe der Urkunden und Bücher, unter Anrufung Gottes wurden Testamente und Ehekontrakte, gerichtliche Entscheidungen und gesetzliche Bestimmungen ausgefertigt. Das Kreuz stand nicht nur am Waldestrand und auf freiem Felde, sondern auch über dem Eingang und auf dem Giebel der Häuser, ihre Front schmückte irgend ein religiöses Bild. Die Religion beherrschte das gesamte Kulturleben, ihre Segnungen begleiteten den Menschen von der Wiege bis zum Grabe. Wie viele Tausende mögen die Tröstungen unserer Pfarrkirche erfahren haben? Das Klauschen der Linden ist wie ein Klagelied ob der vielen Erdenpilger, die man unter dem kühlen Schatten der Friedhofsbäume zur letzten Ruhe gebettet hat, den einfachen Bauern, den Bögten, Grafen und Edelleuten; sie alle schlummern dem ewigen Frieden entiegen.

Unsere Schrotholzkirche ist, wie das 1720 angelegte Pfarrarchiv meldet, 1175 erbaut worden. Uns an den Wechsel der Zeit und ihre Unbeständigkeit gewöhnten Alltagsmenschen scheint diese Zahl schier unglaublich. Wie sollte ein einfacher Holzbau den Sturm der 7 einhalb Jahrhunderte überstanden haben? Wohl ist die Stiftungsurkunde nicht mehr erhalten, es wird auch niemals eine solche existiert haben. Und doch muß der Verfasser der Chronik vor 200 Jahren noch irgendwelche Unterlagen gehabt haben, auf die er seine Annahme über die Entstehungszeit des Gotteshauses stützen konnte, zumal der Aufbau und die Einteilung der Chronik in ihrem Verfasser, dem damaligen Ortspfarrer Laur. Czafai, einen gelehrigen Mann vermuten läßt, der auch bei anderen Angaben, die seine Kirche und Pfarrei betreffen, es mit der geschichtlichen Wahrheit peinlich genau nimmt. Die Visitationsprotokolle des Archidiaconats Oppeln vom Jahre 1687 und 1697 erwähnen als Erbauungszeit der Pfarrkirche gleichfalls das Jahr 1175.

Eine andere Frage ist es, ob unsre heutige Schrotholzkirche die ursprüngliche von 1175 ist. Ich verneine die Frage und bin mit Triest *) der Ansicht, daß nur die Umfassungsmauern der heutigen Kirche die ursprünglichen von 1175 sind. Eine genauere Untersuchung der Schrotholzkirche zeigt deutlich den Unterschied zwischen ihren Umfassungsmauern, dem Dachgestühl und dem noch viel später angebauten Wandelgang. Die Umfassungsmauern, die heute schon zum Teil in einen Versteinerungsprozeß übergehen, sind aus Balken enormen Ausmaßes und vorzüglicher Auswahl und Güte gezimmert, ungehobelt und ohne jede Spur eines Sägeschnitts, lediglich mit der Art behauen. Das zu dem Bau der Kirche im Jahre 1175 verwendete Holz stammte aus den Urwäldern unserer noch heute walddreichen Gegend.

Im Jahre 1404 scheint unsere Kirche einer gründlichen Renovation unterzogen worden zu sein, da im Visitationsbericht von 1679 von einem Kirchbau in Ponischowitz 1404 die Rede ist. Ein großer Sturm wird die alte Kirche umgelezt haben, sodaß mit Ausnahme der Umfassungsmauern sich ein vollkommener Neubau als notwendig erwies. Möglich ist es, daß sie damals auch vergrößert worden ist; zeigen doch die Holzwände des Langhauses gegenüber denen des nach drei Seiten geschlossenen Chors, in dem sich das Presbyterium befindet, einige Unterschiede. Die Wände des eigentlichen Chors sind also ursprünglicher Bestandteil derjenigen Kirche, die unsere Ponischowitzer Vorfahren im Jahre 1175 erbaut haben. Die ursprüngliche Kirche war auch viel niedriger als die heutige: man merkt dies an den früheren Fenstern, die heute mit Balken vermauert und durch größere Fenster ersetzt worden sind. Der Neubau der Kirche von 1404, der sich bis auf unsere Tage erhalten hat, wurde laut Pfarrchronik am 11. 10. 1499 konsekriert.

Der hölzerne Glockenturm, der getrennt von der Kirche steht, ist 1520 erbaut worden, wie die in einem Balken über der Turmtür mit der Art eingehauene Jahreszahl zeigt. Er ist ungewöhnlich groß, aber aus Holz von vorzüglicher Auslese gebaut. In ihm hängt neben 2 Glocken jüngeren Datums eine alte Glocke v. J. 1536.

1679 visitierte der Ramlauer Erzpriester Lorenz Joannston und 1688 der Archidiacon Martin Stephetius die Kirche.

Wir erfahren daraus, daß das Äußere der Kirche sich seit 230 Jahren kaum merklich geändert hat, sie entsprach ganz der heutigen Kirche mit dem einen Unterschiede, daß die Josefskapelle nicht erwähnt und das herrschaftliche Chor damals noch nicht gebaut war.

*) Felix Triest, Topographisches Handbuch von Oberschlesien, Breslau 184, S. 528.

Die heutigen drei Altäre sind, wie ihre Konsekrationsurkunden zeigen, nach dem 30jährigen Kriege errichtet worden. Wahrscheinlich sind die alten Altäre von den Mansfeldern, die unsere Dörfer und Kirchen heimsuchten, zertrümmert worden.

Der Hauptaltar ist am 17. April 1657 von dem Breslauer Weihbischof, dem Grafen Balthasar Diesch von Hornau konsekriert und in ihm ist eine Reliquie des hl. Martyrers Martin aus Neapel eingeschlossen worden. Im Nebenaltar befinden sich Reliquien des hl. Chyprian und Deodatus.

Wohl bestand schon damals hier eine Pfarrschule, aber die Eltern schickten ihre Kinder nicht in den Unterricht, sodaß die Kirche die einzige Bildungsanstalt der damaligen Jugend war.

Früher war die heutige Josefskapelle Familiengruft und zu diesem Zweck von Hogoisky aus Slupsko erbaut worden. Er selbst, wie die ganze Familie Hogoisky liegt darin begraben. Die Pfarochie umfaßte vor 200 Jahren genau so wie heute 5 Dörfer.

Am 9. Juni 1729 fand hier eine wohl nie gesehene Trauung statt. Ein Witmer, Josef Ferdinand Lipa, heiratete die Freitin Herula Franziska Hogoisky aus Slupsko. Trauzeugen waren eine Eminenz, Johannes Hogoisky, Kardinal von Schrattenbach, ein Oheim der jungen Braut und der Bürgermeister von Toft, Wenceslaus Twardawa. Die Hochzeitsfeier fand im Schloß zu Slupsko statt.

Die Kirchenpatrone und die Ortsgeistlichen wurden nicht auf dem Kirchhof, sondern in der Kirche beigelegt. 1761 wurde eine neue Orgel von Orgelbaumeister Scheffler aus Brieg für 122 Taler gebaut und zwar wurde das Material dazu von der völlig abmontierten Orgel in der Kirche zu Schieroth für 10 Taler gekauft.

1775 wurde die Kirche restauriert. 1835 erhielt sie eine Untermauerung, weil die untersten Balken morsch waren. Die schadhafte Kirchendecke ist durch eine neue ersetzt worden. 1851 hat man die Orgel aus der Ujester Kirche angekauft, repariert und hier aufgestellt. Der Gutsherr von Zawadzki ließ für sich die „Herrenloge“, das herrschaftliche Chor neben dem Hochaltar erbauen. Ueber dem Hochaltar wurde ein Fenster eingefügt, das von Hauptlehrer Stanienda gestiftet ist. Der Innenraum der Kirche macht einen sehr freundlichen, stimmungsvollen Eindruck. Den mächtigen unteren Balken konnte der Zahn der Zeit noch nicht viel anhaben; sie beginnen bereits, in die Versteinerung überzugehen. Die Kirche ist von einem überdachten Umgang umgeben und zeigt eine reiche Gesamtgruppierung.

Das sehenswerte Gotteshaus steht unter der treuen Obhut des Ortspfarrers Barton, der auch auf die Pflege des Kirchhofs mit seinen uralten Bäumen, wahren Naturdenkmälern, sehr bedacht ist.

Wie wohl kein anderes Gotteshaus in Oberschlesien, so konnte die Ponischowitzer Schrothholzkirche bereits das 750 jährige Jubiläum ihres Bestehens feiern. Falls die Pfarochie nicht an einen Neubau denken sollte, so dürfte die Kirche vielleicht gar das 1000 jährige Jubelfest überdauern.

Wer sich über die Kirche genauer informieren will, der sei auf die „Ponischowitzer Chronik“ vom Verfasser dieses Aufsatzes hingewiesen.

Was der Volksmund vom Grafen Gaschin erzählt.

Von
A. Hellmann.

Abenddämmerung kroch durch die Gäßchen von Tost. Erste Funzeln leuchteten hie und da in den Fenstern auf. Von der Burgkapelle zum hl. Sebastian her schaukelte silberhelles Weläuten durch die Dämmerung, faltete manche der heimwärts pilgernden Stadtfrauen die Hände und riß manchem seinen Kramladen schließenden „Stadtkaufmann“ die Mütze vom Kopfe.

An einer Straßenecke tauchten zwei graue Gestalten auf, duckten sich, als der städtische Hofennäher Reißzwirn in den nächsten Bierstank schurzte und schlüchen dann an den Häusern entlang weiter.

„Der verfluchte Waldkrach des gnädigen Herrn mit der dämlichen Stadt!“ schimpfte flüsternd der eine. „Muß ich, gräßlicher Kammerdiener ersten Grades mich wie ein Dieb durch die Gassen zu meinem Mädcl drücken, damit mir die Herren Toster nicht den Budel windelweich hauen!“

„Und ich!“ knirschte der andere, „bin ich gräßlicher Förster? Kann ich mit meiner neuen Feder und den goldenen Knöpfen den Städtern die Augen ausstechen? Seit der Herr Graf die drei Krämer packen und ins Verlies werfen ließ, kann man bei Tag die Stadt nicht mehr betreten — da horch — — es kommt wer — —“

Sie standen und klebten atemlos an einer Wand. Es — — kam — — wirklich — — wer . . . der dicke Metzger, den der Graf erst gestern aus dem Burgloch herausgelassen hatte.

„Ja, wer ist denn das — — na, das ist ja, — — zeigt her Eure Kalbschnauzen! — — Gaschinlinge! Gaschinlinge!! Gaschinlinge!“

Und der Metzgermeister brüllte durch den Abend, daß die Häuser wackelten und hielt die beiden Diener des Grafen Gaschin wie zwei Eber vor dem Schlachten. Im Nu lebte die Gasse auf. Männer mit Knüppeln bewaffnet, Weiber, Kochlöffel und Besen in der Hand, fielen über die beiden Gaschinlinge her, die sich unter den Hieben jammernd wanden. Schließlich packte sie der rotnasige Ratsdiener, schleifte sie zum Gemeindeschuppen und warf sie hinein:

„Da sitzt bis ihr verreckt oder Euer Graf uns unseren Wald zurückgibt!“

Behr Tage später lief der rotnasige Ratsdiener in die Häuser der hohen Herren Stadtväter. Der Herr Bürgermeister ließe sie zu einer sofortigen Besprechung bitten.

Zu den Straßen gähnten Mäuler, Ohren und Augen auf: Da mußte etwas sehr wichtiges vorgefallen sein! Die Stadtväter stürmten aus ihren Behausungen, wie wenn es in eine gewaltige Schlacht ginge.

Der Bürgermeister stand in der Ratsstube, eine Papierrolle in der Hand, mit dem Blick eines Geistüberfallenen. Bei seinem Anblick entfloß den Stadtvätern der Mut.

Endlich sprach er: Graf Gaschin habe mit diesem Handschreiben den einjahrlangen Streit um das Waldstück der Stadt beigelegt, den Wald zur Verfügung gestellt und alle Honorationen von Tost zur Anbahnung eines neuen Freundschaftsverhältnisses für den nächsten Sonntag mit

Kind und Regel zu einem großen Schloßfeste eingeladen. Um 1 Uhr nachmittags würden bekränzte Wagen des Grafen auf dem Marktplatz stehen und die Gäste erwarten.

„Frei-Essen- und Saufen gibt's!“ entfuhr es unwillkürlich dem dicken Metzgermeister, der gar seine drei Tage Schloßhaft vergessen hatte. Und auf dieser Formel einigte man sich auch schließlich. Es war höchste Zeit zum Friedensmachen, zumal es nichts kosten sollte.

Eine Viertelstunde später verließen der gräßliche Diener und Förster den Gemeindegewölbe.

In den Tagen bis zum Sonntag gab's in Toft nur ein Gespräch: Das Schloßfest beim Grafen Gaschin.

Punkt 1 Uhr standen die Wagen, festlich geschmückt, auf dem Marktplatz. Die Herren: Bürgermeister, Stadträte, Magister, Großkramhändler, Fleisch- und Brotkünstler hoben ihre in Samt, Seiden und Spitzen rauschenden Gehälfen und bunt aufgeputzte Kinder hinauf.

Ein Pfiff des Oberkutschers und los ging's. Den Honoratioren schwellen auf den Wagenbänken die Kämme, den Frauen die Busen. Das war doch ein vernünftiger Mann, dieser verschriene Graf Gaschin! So gräßlich Versöhnung mit seinen Prozeßgegnern zu feiern!

Die Wagen fuhren unten herum auf der Straße, die an dem großen Teiche zum Schlosse führte. Je näher sie dem Wasser kamen, desto ungestümmer fausten sie los. Den Honoratioren begannen Herzen und Mägen zu pumpern. Das wurde ja mählich ungemütlich! Da kam ja doch schon der große Teich, und die Teufel von Kutscher fuhren wild darauf los! Die Kerle sind ja wahnsinnig! — — Das Wasser — — Hilfe! — Hilfe!

Im müßten Karracho hatten die gräßlichen Kutscher die Pferde in den Teich hineingejagt, blitzschnell die Stränge durchgeschnitten und waren ans nächste Ufer geritten.

Dort stand breitbeinig hingepflanzt der Graf Gaschin, hielt sich gröhrend vor Lachen Bauch und Seiten und hieß seine Gäste herzlich willkommen.

Da hockten sie, die Honoratioren der Stadt, in grauschwarzen Bratenröcken und ofenrohrhohen Zylinderhüten, in Samt, Seiden und Spitzen . . . mitten im Teiche, bis an die Knöchel im Wasser, über sich die Kränze und Fähnchen des Wagenschmuckes . . . fluchend, schreiend, bittend, quietfchend . . .

Einen ganzen Nachmittag lang. Am Abend erst waren Nachlust und Vergnügungslaune des Grafen gesättigt. Die Wagen wurden herausgefahren. Am Teichufer am Fuße des Schlosses standen gedeckte Tische, bestapelt mit Kuchen und anderen Leckerbissen. Aus drei Vierteln sprangen die Spunde knallend in die Luft, daß es in dem mit einer solchen Wassertour erkaufte Walde lustig wiedererschalle.

Da sprang der dicke Roßschlächter mit durchweichten Festtagsstiefeln vom Wagen, schwenkte seinen Zylinder und rief: „Hoch lebe unser allergnädigster Herr!“

Und die Honoratioren vergaßen und verziehen bei Kuchen und Wein, Braten und Bier, Würsten und Schnaps dem Grafen Gaschin seinen Streich.

Der oberschlesische Zinkkönig als Stalljunge in Tost.

Wir schreiben das Jahr 1792. An einem nebligen Novembertage schlendert, mit einem Känzel, seinen einzigen Habseligkeiten, auf den mageren Schultern, ein etwa elfjähriger, bleicher Junge aus Makoschau die Landstraße dahin. Seine Angehörigen, eine Dominialarbeiterfamilie, ruhen auf dem Cholerafriedhof am Waldestande. Unterwegs stillt er mit erbetteltem Brot seinen Hunger. Gegen Abend langt er in der Urrende oder dem Schloßkretscham, dem einzigen Gasthause zu Tost (die heutige Golusda'sche Besitzung), totmüde an. Im Pferdestalle darf er sein Nachtquartier nehmen. Am Morgen ist der Junge dem Pferdeknechte behilflich, und dieser macht den Besitzer auf ihn aufmerksam. Der Wirt nimmt ihn als Stalljungen in seine Dienste im Kretscham. Er zeigt sich anstellig, fleißig und brav.

Zwei Jahre später hält eine noble Droschke vor dem Kretscham. Ihr entsteigt ein feiner Herr, Graf Ballestrem und kehrt ein. Der Wirt läßt seine Verlegenheit auf den dreizehnjährigen Stalljungen Karl ab. Der aber, ein flinker und verständiger Junge, springt geschäftig um das Gespann und um den Grafen herum, sodaß dieser seine Verwunderung über den flotten Burschen zu erkennen gibt. Dem Grafen gefällt der Junge. Nachdem er sich über dessen tragisches Geschick erkundigt hat, wird er mit dem Wirt einig über sein Vorhaben.

Ballestrem nahm Karl bald auf seinem gräflichen Wagen mit nach dem Schlosse Plawniowiz, einer neuen besseren Zeit entgegen. Nun ließ der Graf unserm Karl mit seinen eigenen Söhnen vom Schloßkaplan Privatunterricht erteilen. Der Graf erfüllte den Wunsch Karls und stellte ihn als Forstgehilfen in seinem Revier ein. Damals waren die Holzdiebstähle in den Wäldern eine wahre Plage für die Förster. Die Bauern hielten es für ihr gutes Recht, sich das Holz aus den Wäldern des Herrschaftsbesizers zu holen. Das Rechtsempfinden des jungen Försters sträubte sich aber hiergegen, und er griff furchtlos durch. Einmal brachte er 32 Vandleute zur Anzeige, die zu Gefängnisstrafen verurteilt wurden. Von nun an war ihnen Godulla ein Dorn im Auge und auf's höchste verhaßt. Da fand man ihn eines Morgens, mit den Füßen an einem Baume hängend, bewußtlos vor. Ein Arm und ein Bein waren gebrochen, und sein Körper wies 23 Wunden auf. Die Bauern hatten fürchterliche Rache genommen. Godulla überstand sein schweres Krankenlager; aber als er genesen war, mußte er den Arm stets in einer Binde tragen, und so war er nun ein Krüppel. Finster war sein Blic geworden und jeder ging ihm scheu aus dem Wege. Oft erinnerte er sich des Tages, da er in der gräflichen Droschke als Stalljunge von Tost in das Plawniowitzer Schloß gekommen war.

Aber sein Schicksal begann sich zu wenden. Graf Ballestrem gab ihm ein kleines, verlassenes und heruntergekommenes Gut bei Ruda zur Bewirtschaftung. Der neue Gutsbesitzer destillierte aus der Zinkschlackenhalde mit Hilfe der Rubergischen Erfindung Zink in Fülle heraus und kaufte die Halde für 500 Taler. Später wurde er vielfacher Aktionär, Gründer von Gruben und Hütten, Verwalter aller gräflichen Güter, Gutsbesizer von Schomberg, Bobref, Orzegow, Bujakow und Zinkkönig von OS. Er blieb aber der verschlossene Junggeselle und hinterließ einem Bergmannskinde, an dem er mit väterlicher Liebe hing, Johanna Grzechik, seinen gewaltigen Reichthum. Sie wurde später Gräfin Schaffgotisch.

Als 1848 die Cholera in Oberschlesien wieder wie vor 50 Jahren ausbrach, packte den alten Mann die Angst. Hals über Kopf flüchtete er vor ihr nach Breslau. Aber die Seuche raste neben ihm her und ergriff ihn auf dem Wege dorthin. Sie warf ihn vor Breslau tödlich nieder, und er starb dort so einsam, wie er gelebt hatte. In der Schomberger Kirchengruft zog der frühere Stalljunge von Toft zur ewigen Ruhe ein.

R. R.



Bildstock im Labander Walde.

Wie Proboschowitz entstanden sein soll.

Von
Georg Breisner.

Vor vielen, vielen Jahren sah es noch recht unwirklich in unserem Lande aus. Wilde Tiere hausten hier, Urwälder durchzogen das Land, Sümpfe, Teiche und Seen machten die Gegend unbegehrbar, bis doch der Mensch mit seinem festen Willen der Wildnis Land um Land abgewann. So entstanden hier Lehmbütten, von genügsamen Menschen bewohnt.

Diese waren Holzfäller, Fischer und Jäger. Sie machten sich kleine Strecken Landes urbar, damit sie sich ihr Korn erbauen konnten. Der Waldesrand gab ihren Ziegen Futter. Fische nahmen sie zur Speise, und von den wilden Tieren, wie Bär und Wolf, brauchten sie die Felle zum Bekleiden. Immermehr wurde die Gegend von Menschen bewohnt, so daß auch Siedlungen, Dörfer genannt, entstanden. Das Christentum fand auch Eingang und bald wurden diese Siedlungen ansehnliche Ortschaften.

Die Bewohner, zwar zum Christentum bekehrt, fielen doch noch oft in die alten heidnischen Sitten und Gebräuche zurück. Denn zu tief saß heidnisches Denken und Handeln. Und unter ihnen gab es Hezer, die sich das Ererbte ihrer Urväter nicht nehmen lassen wollten. Es kam oft zu Streitigkeiten mit bösem Ausgang.

So lebte einst in einem Häuschen am Waldesrande unter Gebüsch und Erlen ein alter Einwohner des Dorfes. Er wollte durchaus dem alten Glauben nicht entsagen. Immer redete er seine Nachbarn ab, dem neuen Gott und der neuen Lehre Gehör zu schenken. Er erzählte ihnen von den Wohlthaten der heidnischen Götter, betete zu ihnen und brachte Opfer dar. Da die Missionstätigkeit noch gering war, fielen die Einwohner in den alten Glauben zurück und lebten nach ihrer alten Gewohnheit. Am Sonnenwendtage zogen sie zu einem Steine am Rande des Waldes, opferten den Göttern und beteten zu ihnen.

Da kamen erneut Glaubensboten ins Land und predigten das Evangelium. Hier am heiligen Steine sollten die alten Heiden wieder bekehrt und ermahnt werden. Sie waren aber doch sehr hartnäckig und wollten dem alten Glauben nicht entsagen. Der alte Heidenführer sagte den Bewohnern, daß die neuen Männer, die Glaubensboten, von ihren Göttern bestraft würden, falls sie gewaltsam ihnen den Glauben nähmen. Alle männlichen Einwohner zogen an dem Tage, an dem die Glaubensboten kamen, zum heiligen Steine. Beil und Speer waren ihre Waffen. Hier standen schon die Glaubensboten und empfingen die Heiden mit christlichen Worten. Das ganze Dorf hatte sich versammelt, um zu sehen, was sich ereignen sollte. Daß der heidnische Gott nichtig sei, wollten die neuen Männer ihnen beweisen. Da faßte einer unter ihnen den großen wuchtigen Stein und rollte ihn vom Platze. Und siehe, ein munteres Bächlein sprudelte hervor. Alle waren über diese Begebenheit erstaunt und warteten auf ein Zeichen ihrer Götter. Doch manche wurden unwillig und wollten auf die drei Glaubensboten eindringen. Da geschah ein neues Wunder. An der Stelle, wo diese Männer standen, flogen 3 Raben auf, erhoben sich in die Luft und kreisten über dem Orte. Alles Volk sah ihnen nach und murmelte untereinander. Mehrere Leute wollen die Raben später am Bache haben trinken sehen. Sie nannten das Bächlein Krutschel, das heißt Rabe.

Als aber nach vielen Jahren in den Dörfern der Umgegend das Christentum festen Boden gefaßt hatte, und auch im Nachbarorte Kottulin ein Kirchlein erbaut wurde, zogen die Bewohner von Probošowiz öfters zum Gottesdienste nach Kottulin. Ein Pfarrer versah dort die Seelsorge. Er machte es sich nun auch zur Aufgabe, das Dörfchen südlich hinterm Walde zu bekehren. Fast täglich ging er durch den Wald zu den Leuten, bat sie, zu ihm in sein Kirchlein zum Gottesdienste zu kommen. Manche gingen aus Neugierde hin. Sie fanden die Art und Weise der neuen Lehre gut. Es ließen sich nach und nach mehrere taufen. Der Seelsorger erzählte den Menschen auch vom Bebauen der Felder, vom Urbarmachen des Waldes, vom Pflanzen von Gemüße und Obstbäumen. Die Bewohner gewannen den Pfarrer lieb und mit ihm die Lehre zum wahren Gotte. Der Pfarrer, der mit so viel Liebe und Aufopferung an

der Befehrung des Dörfchens gearbeitet hatte, nannte dieses Dorf „sein Dorf“. Die Bewohner hatten ihm aus von ihren Aedern abgeerntet und brachten alljährlich von der Ernte zu seinem Lebensunterhalt. So nannten die Einwohner, die nun mit Liebe am Seeforger hingen, ihr Dorf das „Dorf des Pfarrers“, (Proboszcz = Pfarrer) oder Proboschowiz.

Ein Speicher in Pildchowiz.

Das Vorhandensein von Speichern scheint bis in die Zeit der Germanen zurückzureichen. Die germanischen Stämme pflegten den Ackerbau, der speicherähnliche Aufbewahrungsräume erforderte. Vielfach findet man bei den Speichern einen Lehmbeleg, bei unserem aber nicht. Oft befand sich der Speicher inmitten einer fränkischen Hofanlage.



Der Speicher ähnelt ganz einer Schrotholzkirche, der der Turm fehlt und ist wie diese von der Zimmermannsart bearbeitet. In ihm bewahrte man nicht nur Getreide, sondern oft auch Lebensmittelvorräte auf. Unser Speicher besteht aus einem unteren und oberen Teil aus Schrotholz und einem Schindeldach.

Ein Sohn unserer Heimat.

Von

Josef Matusch.

Die älteren Eingewohnten des südlichen Kreises Tost-Gleiwitz und darüber hinaus erinnern sich gern und mit Dankbarkeit an Dr. Franz Moritz, jene durch große Nächstenliebe ausgezeichnete Arztpersönlichkeit, die sich um Heimat und Mitmenschen große Verdienste erworben hat. Wenn Dr. Moritz nun schon seit 1904 verstorben ist, so bleiben aber seine Werke und Taten lebendig. Wie lebensfrisch klingen heute noch die Erzählungen älterer Leute von seiner Freigebigkeit, Deutseligkeit und selbstlosen Aufopferung für hilfebedürftige Menschen!

Als im Jahre 1880 insolge Missernte Hungersnot und Typhus ausbrach, war Dr. Moritz in Schönwald, Knurów, Dt. Zernitz, Nieborowitz und Pilchowitz Tag und Nacht tätig. In manchen Häusern lag die ganze Familie an Typhus und Entkräftung danieder. Dr. Moritz nahm sich dieser Hilflosen besonders an. Er kochte sogar hier und da für sie Suppen und bewirtete sie selbst. Für seine Mühewaltung nahm er wenig oder gar keine Entschädigung an; ja, er gab armen Patienten noch Geld. „Schon bezahlt“, entgegnete er lächelnd vielen, die sich ihm schuldig fühlten, aber nicht zahlen konnten. Um der Hungersnot zu steuern, wurde auf sein Betreiben hin in Pilchowitz eine Volksküche eingerichtet, die Hunderte von Familien aus Pilchowitz und weiter Umgegend mit Lebensmitteln, Kleidungsstücken und Geld versorgte.

Als Arzt mußte Dr. Moritz öfters franke Mägde behandeln, die in gesundheitschädlichen Räumen (Stallkammern pp.) lagen. Bitter empfand er deshalb den Mangel eines Frauenkrankenhauses in seinem Bezirk Pilchowitz, wo er seit 1876 gleichzeitig Anstaltsarzt im Kloster der Barmherzigen Brüder war, in dem damals, wie heute, nur männliche Kranke untergebracht werden. Er gab deshalb in Pilchowitz die Anregung zur Gründung eines Frauenkrankenhauses. Geldsammlungen wurden veranstaltet, die zunächst den Kauf des Baugeländes ermöglichten. 1910 konnte mit dem Bau des Krankenhauses begonnen werden, das 1911 eröffnet wurde und heute den Namen „Marienstift“ führt. Dr. Moritz sah dieses Stift nicht mehr. Um die Errichtung des Krankenhauses erwarben sich u. a. auch der vielen unvergeßliche Seminardirektor Kroeber, der vor 6 Jahren in Ratibor verstorben ist und Pfarrer Kubis in Pilchowitz Verdienste.

Besondere Freude bereitete Dr. Moritz die Landwirtschaft. Waren seine Feldfrüchte gediehen, so verteilte er den größten Teil an die Mitbewohner.

Die Verbesserung und Hebung der damals noch sehr schlechten Wege- und Verkehrsverhältnisse seiner Heimat lag Dr. Moritz besonders am Herzen. Er ließ in Pilchowitz den Ring ebnen, an seinen Seiten Fußgänge anlegen und am Rande Bäume pflanzen. Ungangbare und schlechte Dorfstraßen ließ er ausbessern. So sind die jetzige Dorfstraße und die angrenzende Mauer am Pfarrgarten sein Werk. In einen Pfeiler dieser Mauer hat er das Baujahr 1883 eigenhändig eingemeißelt. Die Gemeinde Pilchowitz benennt eine Straße nach dem Wohltäter als „Dr. Moritzstraße“.

Auf sein Bemühen hin wurde die Anschluß-Kunststraße Pilchowitz—Niederdorf an die Straße Glewitz—Rybnitz gebaut. Auch der Bau der Kleinbahn Glewitz—Rauden—Ratibor wurde durch seine Mitarbeit begonnen und später vollendet. 1899 konnte die Teilstrecke Glewitz—

Kauden dem öffentlichen Verkehr übergeben werden. Als Landtags- und Kreistagsabgeordneter kämpfte er an maßgebenden Stellen für den Anschluß der Kleinbahn mit Personen- und Gütertransportverkehr an die Staatsbahn in Ratibor und Gleiwitz. Ueberhaupt war das Zustandekommen der Bahnstrecke nicht leicht. Viele Schwierigkeiten waren zu überwinden, manche Wünsche des Herzogs von Ratibor und etlicher Gemeinden zu berücksichtigen! Zwar war eine Großbahn der Traum und Wunsch der meisten, aber man war froh, wenigstens eine Kleinbahn erhalten zu haben, als der Bahnbauplan ins Wasser zu fallen drohte.



Alte Dorfkapelle in Kottlischowitz.

Um der Bevölkerung in der Nähe Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen, wurde auf das Betreiben von Dr. Moritz die Grube Knurow eröffnet und ausgebaut, nachdem er in überzeugenden Worten im Abgeordnetenhaus in Berlin über die Bedeutung der Grube Knurow für die Hebung und Erleichterung der Erwerbs- und Lebensverhältnisse seiner Heimatdörfer gesprochen hatte. Leider haben wir Knurow, einen wichtigen Lebensnerv, an Polen verloren. Noch vielmehr hat Dr. Moritz für seine Heimat getan; hier alle Einzelheiten anzugeben, würde zu weit führen.

Echlicht und einfach in seinem Wesen war Dr. Moritz, dessen Geburtsort Gr. Hofsühz ist, ein gewissenhafter Volksvertreter und Staats-

Bürger und nicht minder ein treuer Sohn der Kirche, den wahre Frömmigkeit auszeichnete. Verheiratet war er nicht. Reichtümer hatte er nicht gesammelt, trotzdem er rastlos arbeitete und eine umfangreiche Praxis ausübte; denn er war ein Mann, der für jeden etwas übrig hatte, für sich jedoch nichts. Er ging auf in dem Streben für das Wohl der Heimat und der Mitmenschen.

Am 4. August 1904 erlag er im 74. Lebensjahre einer Magenkrankheit und fand seine Ruhestätte auf dem Friedhofe an der Kirche in Pilchowitz, wo sein Grab eine schlichte Marmortafel, gewidmet vom Convent der Barmherzigen Brüder, ziert.

Der Kreis Tost-Gleiwitz in friderizianischer Zeit.

Von

Walter Krause.

Am 15. Februar 1763 wurde der Friede zu Hubertusburg geschlossen; Schlesien und die Grafschaft Glatz erhielten damit ihre endgültige Vereinigung mit Preußen. Der preußische Staat hatte in Europa den Höhepunkt politischer Machtentfaltung erklommen. Er verdankte dies einzig und allein seinem Könige. Wie groß die Bedeutung einer überragenden Einzelpersönlichkeit im Staatsleben sein kann, das sehen wir heute an Italien, das spüren wir, wenn wir in der jetzigen schwierigen politischen Lage immer wieder den Ruf nach einem Retter Deutschlands, nach einem großen Führer vernehmen.

König Friedrich II. war ein Großer; seine Verdienste um unser Vaterland bleiben unsterblich. Auch heute, da wir in der Republik leben, dürfen und müssen wir das Andenken des großen Königs wachhalten. Seine Waffensiege und bedeutenden politischen Handlungen sind allgemein bekannt; weniger bekannt ist seine auch das Kleinste berücksichtigende Tätigkeit in der Verwaltung und Leitung des Landes. Wenn wir hier das verhältnismäßig kleine Gebiet des Tost-Gleiwitzer Kreises zur Zeit des großen Königs betrachten, so werden wir auf Schritt und Tritt seinen Geist, seine Tatkraft und Ausdauer zu spüren bekommen.

Zunächst sei vorausgeschickt, daß unser Kreis zur Zeit Friedrichs des Großen einen größeren Umfang hatte als heute. Er wurde zusammengesetzt aus den in österreichischer Zeit selbständig bestehenden Kreisen Tost-Gleiwitz und Slawenzitz; erst im 19. Jahrhundert kamen einzelne Dörfer dieses riesigen Gebiets an die Nachbarkreise (z. B. Wieschowa, Pilzendorf, Miedar, Groß-Wilkowitz u. a.). Der alte Tost-Gleiwitzer Kreis hatte 153 Dörfer, 2 Marktflecken und die vier Städte Gleiwitz, Tost, Peiskretscham und Ujest. Der größte Ort war Gleiwitz mit 1159 Einwohnern im Jahre 1750; die Zahl steigerte sich bis zum Tode des Königs auf über 1500 Seelen. Die Marktflecken hießen Pilchowitz und Sosnischowitz (Kieserstädtel). Mit Ausnahme von Gleiwitz waren die Städte Mediatorte, d. h. sie gehörten einem adligen Herrn. In den Dörfern befanden sich 1622 Bauern, 2361 Gärtner, 294 Häusler und 113 Müller.

Der vornehmste Stand im friderizianischen Staate war der Adel. Friedrich der Große hatte es verstanden, auch den oberschlesischen Adel

für sich zu gewinnen. Der Adel sah seine würdigste Aufgabe im Fahndienst. Sicherlich beruhte die Tüchtigkeit des damaligen preussischen Heeres nicht zuletzt auf der Treue und den Fähigkeiten der adeligen Offiziere. Der Adel konnte seine Vormachtstellung nur behaupten, wenn er sie auf Landbesitz gründete. In unsrem Kreise waren beim Tode des Königs folgende Adelsfamilien ansässig: Mleczko, Stachelshy, Chorinsky, Germmont, Biemiezki, Kaczek, Tluł, Varišch, Sad, Gozicki, Zawarzin, Gona, Wilczek, Gohy, Stechow, Werner, Tieschowiz, Stockmann, Winter, Zweskal und die vornehmen Familien der Pojadowski, Schöneich, Chorinsky, Colonna, Wengierzki, Welczek, Hohenlohe und Strachwitz. Die drei letztgenannten Geschlechter hatten den größten Landbesitz, jedes rund ein Duzend Dörfer. Schöne herrschaftliche Schlösser waren in Bittschin, Bierawa, Kieferstädtel, Laband, Pilchowitz, Slawenziz, Uješt, Tošt und Twarog. Der größte Prunk wurde in Tošt (Pojadowski), Laband (Welczek) und Slawenziz entfaltet; in Slawenziz residierte gegen Ende der Regierungszeit Friedrich d. Gr. die Prinzessin Amalie Charlotte von Hohenlohe. Sie war eine geborene Gräfin Hohn und hatte auch in anderen Kreisen ansehnlichen Landbesitz.

Se sehr der philosophierende König für die Gleichheit aller Untertanen (vor dem Gericht zum Beispiel) eintrat, dem Adel gewährte er doch manche Vorrechte. Genoz er in Preußen zwar keine Steuerfreiheit, so war sein Steueranteil doch erheblich geringer als der anderer Stände. Ein Adliger zahlte vom Nettoertrag seines Besitzes z. B. nur wenig mehr als die Hälfte von dem, was ein geistliches Stiftsgut bei gleichem Besitz zu leisten hatte, ja, der Adlige zahlte sogar einen kleineren Prozentsatz als der arme Bauer. Durch Verbote versuchte der König zu verhindern, daß Rittergüter in bürgerliche Hände gelangten. Da sich diese Verbote nicht streng durchführen ließen, wurde die Lage bürgerlicher Gutsbesitzer auf verschiedenste Weise erschwert. Sie hatten zum Erwerb eines Gutes eine besondere königliche Erlaubnis nötig, sie besaßen keinen Sitz in dem Kreis- und Landtage, kein Jagdrecht, ihre Rechte als Kirchenpatrone und Gerichtsherrn waren äußerst beschränkt. Nun ging es aber auch dem Adel wirtschaftlich keineswegs gut. Die vielen Kriegseingriffe durch Freund und Feind auf seinen Gütern, der kostspielige Heeresdienst seiner Söhne, die Stockungen im Handel und Wandel, alles das brachte auch manchen Rittergutsbesitzer hart an den Rand des Ruins. Durch eine großartige Selbsthilfeorganisation wurde dem Adel geholfen, nämlich durch die Einrichtung der Landschaft. Die Landschaft war eine Art Bank, für Oberschlesien hatte sie ihren Sitz in Ratibor. Brauchte ein Gutsbesitzer Geld, so ließ er seinen Besitz von der Landschaft abschätzen und konnte nun ein Darlehen bis zu einer gewissen Höhe von ihr in Anspruch nehmen. Die Schuld wurde hypothetarisch sichergestellt, und die Landschaft stellte Pfandbriefe in Höhe der Schuld aus. Diese Pfandbriefe wurden verkauft, da die Verzinsung pünktlich erfolgen mußte, und da die Sicherheit durch Haftung aller Güter der betreffenden Landschaft gewährleistet war, kauften Leute, die ihr Geld anlegen wollten, die Pfandbriefe gern. Als sich nach den Kriegen die wirtschaftliche Lage durch energische Maßnahmen des Königs langsam besserte, nahm auch der Wohlstand des Adels langsam zu.

Ein weniger erfreuliches Bild boten die Bauern. Sie waren in unsrem Kreise nahezu ausnahmslos erbuntertänig. Sie und ihre Kinder gehörten dem Gutsbesitzer wie eine Ware. Sie durften sich nicht entfernen, konnten aber von ihrem Herrn mit dem Boden verkauft werden. Die Bauern, Gärtner und Häusler waren nur Nutznießer, nicht Eigentümer der Stellen. Selbst das Inventar gehörte der Herrschaft.

Sie mußten dem Grundherrn, z. B. täglich Hand- und Spanndienste leisten, verschiedene Abgaben in Geld und Naturalien abliefern, der Herr konnte sie jederzeit ihrer Felder und Häuser verlustig erklären. Die Kinder mußten sich mit 16 Jahren auf dem Gutshof zum Gesindedienst melden. Gegen geringen Lohn, dürftige Kost und Kleidung, Schlafgelegenheit in Ställen und auf Böden, mußten sie drei Jahre als Knechte und Mägde dienen. Da nur wenige derselben nachher in Wirtschaften hineinkamen — ihre Zahl war gering, Teilung unmöglich — mußten sie sich weiter als Knechte und Mägde verdingen oder als Einlieger bei Bauern wohnen und um Tagelohn irgendwo arbeiten. Friedrich der Große suchte die Bauernschaft dadurch zu heben, daß er die Erblichkeit vorschrieb, das Bauernlegen verbot und die Dienste oder Leistungen beschränkte, oder ungrenzte. Die Umwandlung der unerblichen Stellen in erbliche gelang nicht, der Widerstand der Gutsbesitzer und der mit ihnen versippten Beamten war zu groß. Das Bauernlegen, d. h. die Wegnahme von Bauernland, um es zum Gutsbesitz zu schlagen, kam einigermaßen zum Stillstand. Zur Begrenzung der Leistungen wurden überall Urbarienkommissionen gegründet, auch in unserem Kreise war eine solche tätig. Sie hatte in jedem Dorfe ein Urbar, d. h. ein genaues Verzeichnis, was die Untertanen zu roboten hatten und zu welchen Abgaben sie verpflichtet waren (Geld, Hühner, Eier, Gespinnst usw.). Durch die Urbarien sollten die Leute wenigstens vor Uebergriffen und Willkür der Herrschaft geschützt werden, einzelne haben sich auch in unserer Gegend erhalten. Viel haben die Urbarien nicht genützt. Sie wurden von den Domänen nämlich nicht strikt befolgt und auch die erbitterte Bauernschaft machte manchen Fehltritt, der Vorwand zu Strafe und neuer Belastung geben konnte.

Bereits vor der Tätigkeit der Urbarienkommission war es zu Unruhen und Aufständen gekommen, besonders im Jahre 1766. Die Bewegung nahm ihren Anfang im Rybniker Kreise, ergriff aber auch den Tost-Gleiwitzer Kreis vollständig. Hier war es zuerst der Schneider Maximilian Schnuter in Knurów, der die Gemüter der Massen gegen die Herren aufzupeitschen verstand. Er erzählte dem Volke, er handle im Auftrage der Krone, die Bauern legten die Arbeit nieder und folgten ihm blindlings. Widerstrebende zwang er durch Strafen und Gewalttaten zur Teilnahme, ein Dorf beargwöhnte das andere. Die Bauern lebten in den Wäldern und bestellten — bewaffnet — nur ihre eigenen Felder. Außer dem schon genannten „General und Herrn“ der Aufständischen war noch der Gräflich Gaschinsche Waldbereiter Vogel im Toster Kreise als Aufwiegler und Organisator tätig. Schließlich wurde auf Drängen des Landrats wie in den anderen Kreisen Militär gegen die Aufrührer geschickt. Teile des Regiments v. Dalwig aus Glewitz und des Regiments v. Mähring aus Tost griffen ein und zwangen nahezu ohne Blutvergießen die Bauern zur Arbeit. Die Rädelshörer, darunter auch Vogel, wurden in Brieg gefangengesetzt.

Nach Eintritt der Ruhe einigten sich viele Gutsbesitzer mit ihren Untertanen und beschränkten ihre Verpflichtungen. Bezeichnend für die Gerechtigkeit des großen Königs ist es, daß er solche Adlige, die nun an ihren Bauern schwere Rache nahmen, durch Landesverweisung und Festungshaft bestrafte. Der Besitzer von Schalscha, Traugott v. Ziemiecki, der seine Untertanen barbarisch hatte schlagen lassen, gehörte zu den Letzteren.

Die Städte boten schon 1742, als Friedrich Schlesien das erste Mal übernommen hatte, ein trostloses Bild. Tost hatte 20 leere Häuser, Glewitz hatte an 100 (!) Wüstungen und Tausende von Talern Steuerreste; Peiskretscham hatte 24 wüste Stellen. Wenn die 3 Städte 1763

zu den wenigen Orten in Schlesien gehörten, die keine Invasions-schulden hatten, so ist das wahrscheinlich nur so zu erklären, daß der Feind darin eben absolut nichts vorfand. Tost gehörte dem Grafen Colonna, dann einem v. Kottulinsky und zuletzt einem Grafen Pojadowski. Die Einwohner nährten sich von Ackerbau und verschiedenen Gewerben. Es gab 2 Büttner, 1 Färber, 4 Fleischer, 2 Kürschner, 2 Leineweber, 3 Schmiede, 11 Schneider, 1 Schornsteinfeger und 36 Schuhmacher darin.

In Peiskretscham gehörten zum Handwerkerstand: 3 Bäcker, 2 Barbier, 1 Brauer, 2 Büttner, 1 Färber, 9 Fleischer, 20 Kürschner, 23 Leineweber, 1 Leisten Schneider, 1 Pfefferküchler, 1 Kiemer, 1 Schlosser, 5 Schmiede, 10 Schneider, 59 (!) Schuhmacher, 1 Seifensieder, 1 Seiler, 3 Tischler, 9 Töpfer, 22 Tuchmacher, 1 Tuchschere und 1 Zimmermann. Ujest hatte 840 Einwohner und ebenfalls Militär.

Gleiwitz war durch die Feuersbrünste von 1711 und 1730 sehr heruntergekommen. Die ihm gehörigen Dörfer Schönwald, Deutsch-Zernitz, Anurow und Kriewald hatte es verkaufen müssen, nur Richtersdorf, Ostroppa und Trynel waren ihm geblieben. Die Bewohner nährten sich vom Ackerbau (auch noch Hopfenbau), Handel (Tuch) und vom Gewerbebetrieb. Besondere Bedeutung hatte die Bierbrauerei und Tuchmacherei. Letztere unterstützte der König mit großen Summen, wie er überhaupt der Einführung und dem Ausbau der Gewerbe in den Städten viel Unterstützung und Pflege angedeihen ließ.

Die Häuser waren nicht nur auf dem Lande, sondern auch in den Städten zum größten Teil von Holz, und bis in das 19. Jahrhundert hinein mußte die preußische Regierung einen harten Kampf selbst gegen die feuergefährlichen Holzschornsteine führen.

Dem König lag viel an starker Bevölkerung seines Landes. Die wüsten Plätze mußten daher neu aufgebaut werden; Ausländer, besonders Handwerker, wurden ins Land gerufen. Die Grundherren wurden angeregt, Kolonien zu gründen. Sie hatten das Land gegen Zins herzugeben, der König leistete zum Aufbau der Gebäude eine Beihilfe von je 70–100 Talern. Die Kolonisten waren freie Leute und kamen z. T. aus fremden Ländern. Im Kreise Tost-Gleiwitz wurden zur Zeit Friedrich des Großen 11 solcher Kolonien gegründet, z. B. Chorinskowitz bei Kieferstädtel, Georgendorf, Marienau, Philippsdorf (M. u. Ph. sind in Pitzendorf, Kr. Beuthen, aufgegangen), Glinitz, Parischhof, Jedlitz u. a. Dazu kamen noch einige Kolonien, die bestehende Dörfer nur vergrößerten, z. B. in Jaschkowitz, Schakanau, Dziersno usw.

Wieviel Oberschlesien dem König dadurch zu verdanken hat, daß er seine Industrie eigentlich erst begründete, ist bekannt. Im Landkreise befanden sich damals eine Messinghütte (Jakobswalde), 1 Löffelfabrik (Kieferstädtel), 9 Hochöfen, 6 Luppenfeuer, 28 Frischfeuer, 5 Zainhämmer, die gegen 50 000 Zentner Eisen verfertigten, 1 Papiermühle, der „Mader“ (Tost), 5 Glashütten und 6 Pottaschesiedereien. Die Eisenhämmer besaßen sich hauptsächlich an der Klodnitz und Drama, sie waren meist auf Wasserbetrieb eingerichtet.

Das großartigste Werk, das der König in unfrem Kreise hinterlassen hat, ist der Klodnitzkanal. Wenn er auch erst unter Friedrich III. vollendet wurde, so war der Gedanke doch seinem Hirne entsprossen, zu seinen Lebzeiten war der Kanal begonnen worden. Zeugt es nicht für einen erstaunlichen Weitblick Friedrichs, daß er schon damals erkannte, was der oberschlesischen Industrie heute noch nützt: Anschluß an den billigen Wasserweg? Freilich, der Kanal, entspricht den heutigen Anforderungen nicht mehr, aber für die damalige Zeit war er ein

Niejenwerk. Noch heute bewundert man den unterirdischen Stollen unter der Stadt Hindenburg, der bis zu den Schätzen der Königin-Luisegrube hinführt. Entwässerungs- und Transportmittel war er zugleich, die Kohle kam zu Wasser bis auf die Oder!

Schließlich sei noch an etwas Außergewöhnliches erinnert, das der König vollbrachte, an seine Sorge um die Volksbildung. Erst dadurch krönte er sein Werk, daß er auch dem kulturlosen Oberschlesier den Weg zur Bildung freimachte. Friedrich der Große erst hat Schulen eingerichtet, die wirklich diesen Namen verdienten. Bei seinem Tode zählte unser Kreis etwa 45 Schulen, und jedes dritte Dorf besaß eine. Sie standen nicht auf dem Papier, die Schulpflicht wurde wirklich durchgeführt.

Denken wir uns die Tätigkeit des großen Preußenkönigs aus der Geschichte hinweg, der Kreis Ost-Gleiwitz stände nicht auf der Kulturstufe, die er heute einnimmt — das ist nicht zu viel behauptet!

Ein Spukhaus in Oberschlesien.

Von

Oberbibliothekar Kaißig-Gleiwitz.

Wie im vorhergehenden Aufsatz „Der Kreis Ost-Gleiwitz in friderizianischer Zeit“ zu lesen ist, war das Slawenziger Schloß eines der schönsten Schlösser, in dem sogar Friedrich der Große gegen Ende seiner Regierung für kurze Zeit residierte. Da Slawenzig einst zum Ost-Gleiwitzer Kreise gehörte, dürfte es unsre Leser interessieren, wenn wir hier eine sonderbare Geschichte vom Slawenziger Schlosse folgen lassen.

Die Schriftl.

Die rätselhaften wunderbaren Vorgänge in Konnersreuth haben die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich gelenkt und die Menschheit erneut eindringlich an die ungelösten Rätsel des Lebens erinnert, vor allem daran, daß die menschliche Seele nicht nur eine Tagseite hat, sondern auch eine Nachtseite mit ihren traumhaften, visionären und ekstatischen Erscheinungen, die dann ihre Auswirkungen zeigen in Tatsachen, wie dem Schlafwandel, dem zweiten Gesicht, dem Gedankenlesen und in den spukhaften Vorgängen des sog. Spiritismus. Kommt die Rede darauf, so weiß jeder aus seiner Erfahrung irgend einen rätselhaften Fall dieser Art zu erzählen.

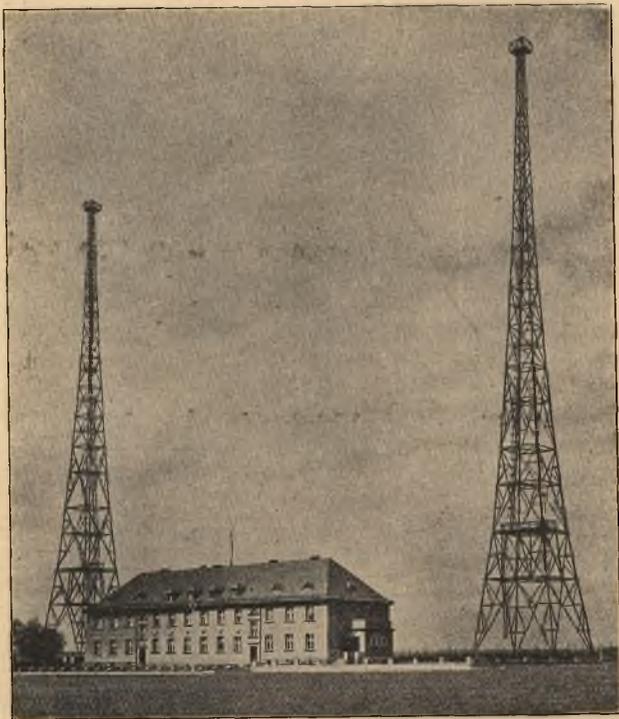
Natürlich haben diese Dinge auch im Schrifttum ihren Niederschlag gefunden. Ein bekanntes Buch ist „Die Seherin von Prevorst“ von Justinus Kerner, dem Zeitgenossen Ludwig Uhlands.

Das berühmte Buch „Die Seherin von Prevorst“ behandelt die Krankheitsgeschichte der nervenkranken Kaufmannsfrau Friederike Hauffe in Prevorst bei Löwenstein im Württembergischen. Justinus Kerner, in seinem Privatleben Arzt, hat diese Kranke behandelt, hat mehr als dreitausendmal an ihrem Krankenbette gestanden und alles Bemerkenswerte aufgeschrieben, auch selbst Experimente mit ihr veranstaltet. Sie hatte nicht die Wundmale Christi, wie z. B. die gottselige Augustinernonne Anna Katharina Emmerich, deren Gedichte der Dichter Klemens Brentano niedergeschrieben hat. Aber in manchem

erinnert der Krankheitsverlauf der Seherin von Prevorst doch merkwürdig an das, was von dem Bauernmädchen aus Künnersreuth berichtet wird.

Dieses Buch von Justinus Kerner wird sicher noch gelesen werden, wenn er als Dichter und als Arzt längst vergessen sein wird.

Wo ist aber die Beziehung auf Oberschlesien? Justinus Kerner begnügt sich nicht damit, die Krankengeschichte der Seherin von Prevorst mitzuteilen, sondern er erzählt in dem Buche noch eine Reihe von gleichartigen Fällen, die ihm von glaubwürdiger Seite mitgeteilt worden sind. Darunter findet sich eine gruselige Geschichte aus Oberschlesien, nämlich aus Slawenzig, das hier irrtümlich Slawensik genannt wird. Die Geschichte ist aufgeschrieben von einem Hofrat Hahn



Der ober-schlesische Sender.

aus Ingefingen, der im Auftrage des Fürsten zu Hohelohe-Ingefingen nach dem unglücklichen Feldzuge 1806 nach Slawenzig ging, um auf den fürstlichen Gütern die Rückkehr des Fürsten nach Schlesien abzuwarten.

Am 19. November 1806 trat Hofrat Hahn die Reise an, begleitet von einem gewissen Karl Kern aus Künzels-Au, der als Fahnrich in französische Gefangenschaft geraten war. Beide bezogen ein Zimmer in dem später abgebrannten Schlosse zu Slawenzig und hatten daselbst eine Menge von spukhaften Begegnungen, die in dem Buch eingehend geschildert werden. Mit kleinen Stückchen Kalk, die von der Decke fielen, fing es an. Später regnete es geradezu kleinere und größere Kalkstückchen, an der Decke war nichts zu merken. Zugleich

hörte man heftige Schläge, wie von entferntem Kanonendonner, und zwar bald über ihnen, bald unter ihnen. Hahn und Kern waren beherzte Männer. Sie ließen sich nicht schrecken, überzeugten sich zunächst durch Augenschein, daß die beiden Zimmer über und unter ihnen unbewohnt und fest verschlossen waren und vereinbarten dann, zu bleiben und das Weitere abzuwarten.

Bald wurden die Vorfälle ernsthafter. Man hörte auf dem Fußboden des mit Kerzen erleuchteten Zimmers ein Schlürfen, als ginge jemand schleppend mit Pantoffeln durch das Zimmer und stieße dabei Schritt vor Schritt mit einem Stock auf den Boden. Und dann fingen die Gegenstände im Zimmer selbst zu fliegen an. Messer, Gabeln, Bürsten, Mützen, Seife, Lichtschere, alles, was beweglich war, flog aus einer Ecke in die andere, und beide Freunde hatten nichts zu tun, als fortwährend aufzuräumen, sonst wäre bald eine heillose Unordnung in dem Zimmer gewesen. Man holte die fürstlichen Kutscher, die Bedienten und auch die Wächter des Schlosses und andere Personen herbei und ließ sie Zeugen dieser Vorfälle sein. Einmal flog mit schrecklichem Gepolster ein großes Stück Holz durch die Bretterwand, ohne daß die Wand sich irgendwie in Bewegung gesetzt hätte, oder beschädigt worden wäre. So ging es weiter.

Die beiden Bewohner hatten diese unruhewollen, aber nicht bössartigen Erscheinungen, die ihnen den Nachtschlaf raubten, allmählich satt und entschlossen sich, ihre Betten in das Zimmer über ihnen tragen zu lassen, um einmal wieder einen ungestörten Schlaf zu genießen. Aber die spukhaften Erscheinungen folgten ihnen dahin. Kern sah z. B. im Spiegel vor seinem eigenen Spiegelbild eine weibliche Gestalt, die ihn starr betrachtete. Er hielt das für ein Spiel der Phantasie, blieb etwa 10 Minuten vor dem Spiegel stehen, um sich zu vergewissern, sah schließlich, daß sich ihre Augen einigemal lebhaft bewegten und verlor von da ab seine ruhige Sicherheit. So ging es weiter vier Wochen lang.

Eine Anzahl von Offizieren und andern nüchtern denkenden Persönlichkeiten überzeugten sich gleichfalls davon, daß den beiden nicht die Phantasie einen Streich gespielt hatte. Einem Buchhalter verschwand z. B. seine Mütze von dem Tisch, er suchte sie lange Zeit, untersuchte den Tisch wohl vier bis fünfmal, endlich fand sie sich auf demselben Tisch wohlbehalten vor. Ein anderer hatte die Mütze auf denselben Tisch gelegt, im Augenblick des Niedersehens aber flog sie hoch im Bogen durch die Stube und ihm zu Füßen. Es war, als ob ein boshafter Kobold unversehens gegen die Anwesenheit der Gäste in den beiden Zimmern fortgesetzt revoltierte. Ein andermal sahen Kern und der Bursche Hans, wie sich ein Bierkrug langsam vom Tisch erhob, das Glas ebenso, der Krug schenkte von selbst ins Glas ein, und hernach hörte man ein Schlürfen, als ob jemand tränke. Keine Spur von ausgegossenem Bier war auf dem Tisch zu sehen, Krug und Glas setzten sich von selbst wieder sanft auf den Tisch nieder.

All dies hat Hofrat Hahn unterm 19. November 1908 niedergeschrieben. Man hat später versucht, die Glaubwürdigkeit der daran beteiligten Personen anzuzweifeln. Es sind aber so viele gänzlich einwandfreie Zeugen hinzugezogen worden, daß Justinus Kerner die Zweifel in keinem Falle gelten läßt. Jedenfalls ist dieser Teil aus der „Seherin von Prevorst“ kurzweilig zu lesen und wird noch heutigentags sicher Anteilnahme finden.

Aus unseren Tagen

Ein junger obereschlesischer Komponist.

Die vielen von Publikum und Presse begeistert aufgenommenen Aufführungen der Werke des obereschlesischen Komponisten Hanns Klaus Langer geben Veranlassung, etwas über diesen jungen, erfolgreichen Komponisten zu sagen.

Geboren am 6. Dezember 1903 in Toft OS. als Sohn des Direktors Jos. Langer. Gymnasialausbildung in Gleiwitz. Franz Kauf wurde sein Lehrer in Theorie, Komposition und Klavier. Nebenbei bereicherte sich L. am Cieplickschen Konservatorium in Beuthen auf die Musiklehrerprüfung vor, die er auch dort ablegte. Sein Wunsch, die Hochschule in Berlin zu besuchen, konnte damals nicht erfüllt werden, und so ging der junge Komponist zum Theater. In Oppeln, Reisse, Kudowa, Altheide und Landek bekleidete er den Kapellmeisterposten. Schwere Krankheit zwang L., seit 1927 auf den praktischen Musikdienst zu verzichten. Er spannt sich ganz in Kompositionsarbeiten ein. Seit Sommer 1929 konnte sein Wunsch, im Musikzentrum des Reiches, Berlin, seine musikalische Ausbildung zu beenden, erfüllt werden. L. wurde Schüler von Professor Paul Juon in Komposition und Prof. Max Trapp in Klavier.

Die Blitze des musikalischen Oberschlesien, wie dann später auch im Deutschen Reich, lenkte der junge Künstler erstmalig auf sich durch die Uraufführung seines Männerchor- und Orchesterwerkes Sinai op. 1, das vom Gleiwitzer Lehrgesangsverein unter Musikdirektor Kauf aus der Taufe gehoben wurde. Der Erfolg dieses Erstlingswerkes war in Gleiwitz wie auch später in Nürnberg anlässlich der 1. Nürnberger Sängerversammlung ein großer, was auch aus folgenden Kritikauszügen ersichtlich ist.

„Würzburger Generalanzeiger“ (5. 7. 27): „... Der Eindruck, den das fast eine halbe Stunde dauernde Werk auf die Zuhörer machte, war so mächtig, daß der Beifall kein Ende nehmen wollte.“ „Schlesische Zeitung“ (Prof. Dr. W. Altmann) „... behandelt der Komponist den großen Vorwurf großzügig und eindrucksvoll.“ Das „Fränkische Volksblatt“ schreibt: „... ein Werk, reich an Kraft und Schönheit. Lautlos wie das Volk am Sinai, harrte das Publikum ebenso erschüttert vonposaunentönen, rollendem Donner und zuckenden Blitzen. Mächtig wie die Schlusssakorde rauschte stärkster Beifall durch den Kulturvereinsaal von einem zumeist aus Fachleuten bestehendem Publikum.“

Nun ging es weiter vorwärts, sodaß Franz Kauf in seinem Vortrag über „Die schöpferischen Kräfte Oberschlesiens“ sagen konnte: „Langers Schaffen ist auf der ganzen Linie von Erfolg begleitet.“

Hervorragende Künstler nahmen sich der Werke des jungen Komponisten an: Dresdner Streichquartett, Poznań-Trio, Kapellmeister Hermann Behr-Breslau, Franz Kauf mit dem Lehrgesangsverein, Jos. Thamm-Reisse, Konzertfängerin Frau Schön-Urdt-Beuthen, Zeller mit der Würzburger Liedertafel u. a.

Aufführungen fanden statt in Berlin, Wien, Nürnberg, Würzburg, Frankfurt a. M., Breslau, Gleiwitz, Beuthen, Hindenburg, Oppeln und Meisse, ferner in den Sendern: Berlin, München, Leipzig, Breslau, Glewitz und Südwestfunk.

Eine große Anzahl der Werke wird in allernächster Zeit und im kommenden Konzertsommer zu Gehör kommen. Generalmusikdirektor Manzer in Karlsbad bringt die Uraufführung der „Symphonie Nr. 1“ op. 20. Kapellmeister Kümmelein-Nürnberg das „Streichquartett Nr. 1“ op. 8, Lieder für Sopran, Bratsche und Klavier und die für Sopran und Kammerorchester op. 19. In Berlin das jüngste Werk „Sonate“ für Violine und Klavier op. 21 und das Streichquartett Nr. 1. Der Breslauer Dirigent Numann will seine Frauenschöre „Schilfklieder“ interpretieren. Ferner in Tost, Beuthen, Oppeln Chor-, Lied- und Kammermusik.

Eine genaue Beschreibung des Wesens und des Stiles der Langerschen Musik ist im Rahmen dieses kleinen Aufsatzes nicht möglich. Einige Kritikauszüge sagen: „... sparsam im Material, bewußt in der malerischen Wirkung, der Verwendung des Rhythmus und der Auswertung der Instrumente . . . abrupt wie Hindemith, jedoch melodisch tonal . . . neuartig, sanglich dankbar . . . selten gelöstste Weichheit harmonisch interessant gestalteter Stimmen, die in ihrer tiefgefühlten Lyrik mitunter ganz neue Ausblicke auf das Gebiet moderner Kammermusik gewähren. . . packende Musik . . .“

Andere Pressestimmen äußern sich im gleichen Sinne. Es ist selbstverständlich, daß eine starke schöpferische Begabung, die sich nicht auf ausgefahrenen Bahnen bewegt, sondern aus Ueberzeugung immer Neues erstrebt, auch Gegner hat, die glauben, sich in keiner Weise mit seinem Schaffen einverstanden erklären zu können. Doch sind diese gegnerischen Stimmen in diesem Falle nur vereinzelt und schwach und Langers vorwärtsstrebendes Talent, — von dem anlässlich der Uraufführung seines „Streichquartetts Nr. 1“ durch das Dresdner Streichquartett der „Oberschlesische Wanderer“ sagte: „... L. ist in Tiefstem Romantiker — — Eigensüchtiger, Weltabgeschiedener“ und die „Allgemeine Deutsche Ztg.“ nach einer Aufführung der „Lieder mit Kammerorchester“ in Berlin: „... Zumal in der knapp geprägten Form erkennt man unter dem technischen Können die fertige Künstlerpersönlichkeit“ — wird auch diese Gegner überzeugen. K.

Wochenend im Landkreise.

„Wozu in die Ferne schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah!“

Wer nicht ins Gebirge, nach Wildgrund, Ziegenhals oder sonst einem fernen Ausflugsort reisen, sondern wer die Schönheiten der heimatischen Landschaft suchen will, der nehme den „Führer durch Glewitz und Umgebung“ zur Hand. Er schreibt auf Seite 28: Der beliebteste Ausflug im Kreise ist Tost. Wir fahren also einmal in die Toster Schweiz.

Der Rosenmonat ist gekommen. Es hält mich in der lärmvollen Großstadt nicht mehr daheim. Ich schnüre meinen Rucksack und kaufe mir für 1 RM. eine Sonntagsfahrkarte nach Tost. Die durch das Abteifenster des Zuges hereinleuchtende Frühhmorgensonne lockt die letzten Reste von Schlafmüdigkeit aus meinen Knochen. Ich schaue zum

Fenster hinaus. Landschaft fliegt an mir vorüber, Felderrechteck und Wälder in Sonntagsmorgenpracht. Ein aufjubelndes Freudegefühl durchjagt meine Adern. Ich schiele hinunter in die anmutige Dramaebene und rumpele beim Städtchen Peiskretscham vorbei, das in weichem Grün eingebettet daliegt. Links bleibt das Dörfchen Groß-Patschin mit seiner alten Schrottholzkirche liegen. Ich durchfahre die Eichowitzer Forst und habe plötzlich das Burgstädtchen Tost vor mir, das vom Turmfloß des berühmten Gemäuers beherrscht wird. Der Zug steht. Ich verfrachte meinen Rucksack auf den Rücken, packe den Eichenknüppel und steige aus.

Feierliches Sonntagsglockenläuten tönt mir entgegen. Allerhand fahrendes Jungvolk marschirt mit mir, voran die wehenden Wimpel. Die Bäume der Kirchbaumallee winken uns grüßend zu. Wanderlust ergreift mich ob des sauberen Promenadenweges, der die Landstraße begleitet. Bergauf geht's stramm weiter bis zur Villa „Kinderheim“, wo die Blicke festgebannt werden durch ein wundervolles Panorama. Wie ein schlafendes Dornröschen liegt das anmutige Städtchen vor uns, betretet vom truzigen Wachturm am Burgberge, an den es sich traulich anschmiegt.

Tost, nicht bloß berühmt durch seine Burgruine und durch die Eichendorffmühle, auch geschätzt wegen des edlen Tropfens von Kornblum Weinhandlung, von der du sicher schon gehört haben wirst, Tost in Frühmorgenstimmung mit seinem Kleinstadtzauber in den flüsternden Gassen umfängt dich. Keine wandenden Gestalten von Sonnabendtäufeln wie in den Großstädten siehst du da. Du kommst auf den Marktplatz. In der Mitte des Platzes steht das Repomuffstandbild aus dem Jahre 1706, umgeben von einer schmucken Zieranlage; über den Platz schaut das altertümliche Rathaus zu dir. Nun stärke dich erheblich im gemüthlichen Bürgerrestaurant bei Mutter Hensel und durchziehe dann das Städtchen. Seine 700 jährige Geschichte wird in dir lebendig. Wende dich dann dem Barockbau der sehenswerten Pfarrkirche ad St. Catharinam zu, der du, zumal da es Sonntag ist, ganz ruhig einen längerer Besuch abstatten kannst. Die 99 Stufen hinter der Kirche steige dann hinab, vorbei am Schloß und am alten Schloßkretscham (Golusda), in dem einst der Großindustrielle Godulla Pferdejunge war, zur Schloßbrauerei. Wer wird das Toster Bier nicht kennen? Es gehört zu denjenigen wenigen in Oberschlesien getrunkenen Bieren, die Geschmack haben. Dafür hat der bekannte Brauereidirektor Miller schon gesorgt. Besichtige den Stadtteil der Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt, auch das Schützenhaus mit den Gartenanlagen und kehre dann zu deinem Rucksack zurück oder kehre bei Schura in der Eichendorffklaufe ein, denn es ist Mittagszeit.

Auf der Burgruine. Nachdem du gestern die Toster Chronik studiert hast, pilgere nun zum Wahrzeichen des Toster Landes, zur Burg. Betrachte dir die zingelformige Außenmauer, die einst 4 Halbtürme hatte und das Hauptportal mit dem Colonna-Wappen. Links am Eingang die St. Sebastian-Burgkapelle, dann 2 mittlere Türme und vor dir der Kolosß des Nordwestturmes. Wie ein Weiser schaut er ins Land hinein. Was könnte er doch alles erzählen. Wieviel Grafen- und Fürstengeschlechter hat er geschaut! Pfälzenherzöge mit ihren Burggrafen, Habsburger Bögte, Böhmen, die Freiherrn v. Redern, die Colonnas, Posadowskys, Eichendorffs, die Gajchins. Der ursprüngliche Bergfried ist in Trümmer verfallen und verschwunden. —

Die Geister der heimatlichen Vergangenheit kramen ihre Grinnerungen aus und erzählen dir manche Sage. Menschen mit seelischem



Erntedank.

Bei der tiefreligiösen Wesensart des oberschlesischen Volkes ist es nicht verwunderlich, daß sich hier gar manche fromme Bräuche erhalten haben. Unser Bild aus Boguschütz-Salesche zeigt, wie der oberschlesische Bauer vor Abfahrt der letzten Erntefuhre in die Scheune dem allgütigen Spender einer reichen Ernte im Gebete dankt.

Gehör und kindlichem Gemüt, die horchend am verfallenen Gemäuer sitzen, fangen manche Gesprächsbrocken der Ruinengeister auf und erzählen sie ihren Geschwistern wieder.

Der 29. März 1811 war der schwärzeste Tag, den je die Burg gesehen hat.

Um Mitternacht sprühte plötzlich ein Funkenregen aus dem Schornstein des heut noch erhaltenen Zimmers im Ostflügel, des sog. Marstalles. Daraus entstand ein schrecklicher Feuerbrand, der alle Schloßgebäude in Asche und Trümmer legte. Kein Gaschin und auch sonst kein Mensch kümmerte sich um die Ruinen, die mehr und mehr verfielen. Höchstens kam ab und zu ein Goldjäger, der nach der goldenen Ente und ihren mit Golddukaten gefüllten Eiern schaufelte und grub.

Nun besuche noch die romantische Wassermühle im kühlen Grunde am Burgabhang. Im Andenken an sie soll unser großer Landsmann Josef v. Eichendorff die Anregung empfangen haben zum Dichten seiner schönsten Romane. Hast du nun deine Vesperzeit gehalten und einen guten Kaffee gebraut, so schau dir die Landschaft an, beginnend bei den Eichendorff-Anlagen hinter der Barbarakirche, ferner den Burgpark Tannengarten und das Gebirgsdörfchen Dratsche mit den träumenden Dorfhäuschen und dem geologischen Naturdenkmal der diluvialen Moräne am Njepka'schen Sandberge; betritt mit Andacht die prachtvolle alte Fasanerie. Sie hat viele Teiche, eine reiche Vogelwelt und einen prächtigen Mischwald von Buchen, Kiefern und zweihundertjährigen Eichen. Insbesondere fällt die „schöne Kiefer“, ein Naturdenkmal 100 Meter südlich der Försterei auf, von Professor Dr. Schube wegen ihrer Krone als eine der schönsten in Oberschlesien bezeichnet.

Wir besteigen den Kottlischowitzer Kalkberg „Höhe 304“, die zweithöchste Erhebung des Chelmgebirges und halten Umschau nach dem Annaberg und den rauchenden Schloten des Industriegebietes. Das Bergplateau besteht aus fevernbjem Kalk. Höhe und Wäldchen bieten durch ihren Pflanzenreichtum an Vertretern der Vorgebirgs- und Kalkhügelflora ein dankbares Betätigungsfeld für den Floristen. Wir kommen an einen Kulmausschluß, wo die Schichten fast senkrecht anstehen und harter Sandstein mit weichem Tonchiefer abwechseln. Die auffallend tiefdunkelroten Bänder, die sich am Fuß des Berges bis zur Svlviaböhe hinziehen, gehören der Formation des Oberen Buntsandsteins oder Röt an. Das Dratscher Tal ist ein Urstromtal, das die Wasser der abschmelzenden Eiszeitgletscher sich einst gegraben haben. Jeder Ausflügler wird von dieser Wanderung bestimmt einen tiefen Eindruck mitnehmen von der nicht alltäglichen Schönheit der Heimat.

Bemerkt sei noch, daß sich etwa 20—30 Minuten von Ost entfernt zwischen Sarnau und Kottlischowitz sich günstiges Gelände bietet für den winterlichen Skisport.

Ein weiteres lohnendes Ziel eines Ausflugs ist das idyllisch gelegene

Kamieniek und das Dramatal.

Das Tal der Drama, das wir am bequemsten mit dem Autobus von Peiskretscham aus erreichen, gehört zu den stimmungreichsten Naturschönheiten Oberschlesiens. Das Auto hält in Kamieniek vor dem „Gasthaus zum Dramatal“, in dessen schattigen Gartenanlagen wir rasten. Dann durchstreifen wir das Dorf und besichtigen das im schmutzen Hellblau an der uralten Handelsstraße Peiskretscham—Tarnowitz stehende moderne Schloß des Grafen Stolberg mit seinem Baumriesen-Park. Hier fallen uns die Jahrhunderte alten Eichen und allerhand ausländische Gewächse auf. Gegenüber dem Schlosse erhebt

sich das Dorfkirchlein. Seine Eigenheit ist der burgfriedähnliche Turm. Eine Partie an dem von Kalksteinbrüchen, Schluchten, Hängen und Höhen umrahmten Dramafusse wird den Reisenden einen seltenen Genuß bieten.

Wir möchten uns auf diesen kurzen Hinweis beschränken und bitten um Beachtung der Aufsätze im Heimatkalender 1929: „Im schönen Dramatal“, ferner im Kalender 1930: „Die Forst Dombrowka mit der Hubertusteich-Landschaft.“

Empfehlenswert sind ferner Wanderungen in die seltene landschaftliche Reize bietenden Wälder von Rudziniß und Plawniowiß, in die Hügellandschaft von Ponischowiß und in die Pniower Schweiz.

Die Dworoger Forsten mit ihrem riesigen Baumreichtum sind bisher fast unerwähnt geblieben. Besonders für die Industriebewohner ist durch den neuen Bahnbau dieses Waldgebiet erschlossen, das in seinen Ausmaßen nur von amerikanischen Verhältnissen übertroffen wird. Allein der Hochwildpark weist 17 000 Hektar auf. Hier gibt es lohnende Spaziergänge und prächtige Baumbestände. Ein besonderer Vorzug der Landschaft sind die zahlreichen Gewässer, die einen großen Fischreichtum aufweisen. Der Dworoger Bezirk erscheint dazu berufen, das Hinterland und Wohngebiet des abgespannten Industrieobereschlesiens zu werden.

Nach Kieferstädtel—Nachowiß.

Im Autoomnibus.

Am Sonnabend enthalte dich des Alkohols (es wird dir schwer fallen, aber bringe dieses übermenschliche Opfer!), gehe dampfen und laß dich vorn- und hintenherum sachverständig massieren; schlafe gut und lange, sodaß du am Sonntagmorgen spätestens um 8 Uhr am Gleiwitzer Bahnhof stehst. Dort wartet bis 9 Uhr der Autoomnibus der Verkehrslinie Glewitz—Kieferstädtel auf diejenigen Männer, Frauen, Kinder, Kinderwagen und Pakete, die nicht mehr Platz haben in und auf dem Wagen, wenn der Schofför, der das seltsamste Exemplar von Freundlichkeit und Entgegenkommen ist (ich habe vorher noch nie einen menschenfreundlicheren Schofför erlebt!), auf seinem Sitz noch Platz hat, räumt er dir ihn ein, auch ohne Trinkgeld! (Unfaßbar, nicht?) Aber verlaß dich nicht darauf! Wer weiß, wieviele vor dir diesen Ehrensitz bereits erhalten haben!

Du hast dich hineingezwängt. So du länger als 1,65 Meter sein solltest, wirst du die Fahrt bis Kieferstädtel in wundervoll erfrischender Kniebeugestellung durchführen müssen. (Merkst du, weshalb du dich massieren lassen solltest?) Dein mit jedem Kilometer todesmatterer Blick prügelt mit letztem Neid und Zorn die Kinder, die sich in den Lederstühlen kummeln, während weißhaarige Männer stehend vor Müdigkeit schwizen. Halte dich an; die Fahrt dauert ja nicht eine Stunde.

Du durchfährst Richtersdorf, höhnst lachend an der Haltestelle über den Klumpen Menschen, der „durchaus!“ . . . „komme, was da wolle!“ . . . „und wenn das Auto pläht!“ . . . mitfahren will und dennoch mit einer Träne von Wut zurückbleiben muß, hörst, wie eine alteingestammte Richtersdorferin von erheblichem Umfang fragt: „Sie, panieczku, o kerej to jedzie za Mittag ten Auto?“ . . .

An der Schrotholzkirche von Ostroppa, zwischen gartenversteckten Häuschen fliegst du vorbei. Du willst die Knie gedankenschwer durchdrücken und rennst mit dem Schädel die Autowolken ein, worauf du dich schmerzaufzuckend fraast: Habe ich auch essigsaurer Tonerde zu Hause?

Felder . . . Felder . . . weit und breit; fruchtreif in brünstigem Verlangen nach der Sense. Die Halme nickten dir ährenschwer zu: du willst antworten und kannst nicht, denn dein Hals ist steif und deine Knie zittern. Du hörst: Kolonie Zedlitz . . . Chorinskowiz . . . selbst sehen kannst du erst, als es heißt: Kieferstädtel!! Da bekommst dein Corpus mit allen seinen Nebenteilen einen belebenden Kuck. Du blickst hinaus, fährst eine Dorfstraße lang und fällst schließlich wie ein Sack aus dem haltenden Omnibus. Man redet dir ein, du wärest auf dem Ringe in Kieferstädtel.

Im Städtchen.

Schüttle alle Erinnerung an die Autofahrt von dir, renke deine Knie in die dazugehörigen Kehlen hinein und sieh' um dich: Dein erster Eindruck wird sein: Nicht ganz wie St. Annaberg, beinahe wie Ujest. Aber gerade dieses Unbestimmbare, diese Mischung von Dörfchen und Städtchen hat einen eigenen Reiz. (Was dir weiter auffällt, ist der windschief-holprige Bürgersteig des Ringes. Du bist versucht, sofort beim Magistrat eine Straßenwalze herbeizubeantragen; aber erstens findest du kein Rathaus, zweitens wirst du wohl keinen Erfolg haben; denn sonst müßte dem Uebel schon längst abgeholfen sein.)

Du blickst rastfuchend um dich. Die einladende Veranda des Gasthauses zur „Schwarzen Adler“ winkt dich magnetisch heran. Du bist erstaunt, um 10 Uhr vormittags einen solchen Betrieb anzutreffen. „Inländer“ und „Ausländer“, die einen auf den Weg zur Kirche, die anderen auf der Tour in die Nachowitzer Schweiz, laben sich hier, glänzend unterhalten von dem ebenso flinken, wie entgegenkommenden, dazu noch mit einem unversiegbaren Humor bewaffneten Wirt. Dort bist du gut aufgehoben! Ich spreche aus Erfahrung.

Durchziehe das Städtchen, die Gassen, die eine ewige Sehnsucht nach Veredelung, nach Modernisierung in sich tragen, besuche mit Erlaubnis des sehr zuvorkommenden Verwalters das Schloß mit seinem klosterwuchtigen und feierlichen Innern und respektvollen Außern, streife durch den halbilden und deshalb interessanten Park und marschiere dann auf der Landstraße am Dominium vorbei gen Nachowiz.

In Nachowiz.

Wald winkt dir entgegen. Bevor du ihn betrittst, biege rechts in einen Feldweg ein, der sich durch ein Meer goldreifer Ernte schlängelt. Durch Wald gehts bis in das weltversteckte Dörfchen, das noch immer seiner Entdeckung harret. Ruhe dich im Gasthof „Zur Schweiz“ aus, riskiere ein Tänzchen (denn geschmoost wird dort bestimmt!) besuche das wunderschöne, stimmungsvolle Schrotholzkirchlein, in seiner Nähe das schlichte, eindrucksvolle Kriegerdenkmal und wandere dann den vielen Ausflüglern nach in die Nachowitzer Schweiz, eine wildromantische Waldlandschaft, die nur noch nicht in sachverständiger Weise dem Sonntagswanderver, dem Heimatsucher erschlossen ist. Spuren einstiger Pflege sind da. Moos wuchert auf ihnen . . .

Und doch ist auch in seiner Vernachlässigung dieses Fleckchen Erde eines der schönsten und besuchenswertesten unserer Heimat! Glaube mir, du wirst selbst die einstündige Kniebeuge im Omnibus vergessen!

Kehe auf dem Rückwege noch auf eine wirklich gute Tasse Kaffee beim „Schweiz“-Wirt ein und marschiere wieder gen Kieferstädtel. Dein Abendbrot vertilge wieder in dem gemütlichen „Schwarzen Adler“ und schließe bald mit dem Schofför des wartenden Autos einen Pakt wegen der Rückreise, sodaß du zufrieden, in weichem Polster schlummend,

in Gleiwitz einziehen kannst, versöhnt mit aller Unbill der Hinfahrt, entschlossen, von diesem Sonntag nur die besten Eindrücke in deinem Busen (sofern du einen hast!) zu bewahren — wie ich!

Rings um die Labander Forst.

Wie die Silhouette einer Fledermaus, die flatternd ihre Flügel spreizt, gibt sich die Zeichnung der Labander Forst auf der Wegekarte. Das ist aber nicht die einzige Eigentümlichkeit dieses Waldkomplexes: wie er gleichsam sorgsam in ein südwärts spitzes Dreieck eingelassen ist, das erscheint noch origineller; und daß es just zwei vielbefahrene Eisenbahnstrecken (Beuthen—Peiskretscham—Oppeln und Gleiwitz—Kandrzin—Oppeln) sind, die im Norden und Westen seine Grenzen bilden, zeugt dafür, daß dieser Forst mit dem Industriebezirk noch in Tuchfühlung steht. Tatsächlich stoßen wir, seinen grünen Nadelbaumrand umwandernd, mehr als einmal noch auf Spuren des ober-schlesischen Gruben- und Hüttenbereichs.



Oratscher Vorstadt.

Ganz vorn rechts Beginn der diluvialen Moräne am Rzepka'schen Sandberge. Ausblick rechts im Hintergrunde nach der Toster alten Fasanerie und dem Kottlischowitzer Kalkberge (Höhe 304 m) links zu der Sylbiahöhe 302 m).

Wie dieser Waldfleck so, rings fest eingeschlossen, daliegt, ist's, als hätte man ihn, den Nachzügler des unheimlich mächtigen, vor dem Schornsteinqualm ostwärts fliehenden Raudener Waldes, auf dem rechten Ufer des Klodnitzkanals festgehalten, damit er der Landschaft nördlich der industriellen Stadt Gleiwitz ein möglichst buntes, ländliches Gepräge gebe.

Und das tut er auch, die Forst von Laband. Biegt man von der schnurgeraden Landstraße Gleiwitz—Peiskretscham, die ihn durchzieht, seitwärts in ein Gehölz ein, kann man in ihm verinken und vergessen, daß man am Rande der Riesenstadt ober-schlesischer Industriearbeit wandert.

So hat dieser Wald seine besondere Mission!

Um ihn herum liegen wesentliche Merkmale ober-schlesischer Landschaft. Sie zu erleben ist eine Wanderung wert.

Wir holen in Petersdorf aus.

Altes, deutsches Kulturland trägt diesen überraschend emporgeschossenen Vorort von Gleiwitz, der seit 1897 eingemeindet ist. Ein deutscher Graf Warmund hat hier erste Kolonisten angesiedelt und sich selbst mitten hinein in eine Burg gesetzt. Als dann sein Sohn Mitte des 13. Jahrhunderts neben die alte Siedlung eine Neugründung hinpflanzte, da mag auch das alte Kirchlein am Peiskretschamer Wege, von Tempelherren gestiftet, erbaut worden sein.

1592 erfolgte ein Umbau dieses Gotteshauses, und es entstand damals jene graue, altehrwürdige St. Bartholomäus-Kirche mit dem narbig-berwitterten, stumpfen Turme, die noch heute an der Straße wie ein hochbetagtes Wahrzeichen fauert. Destlich aber ragt aus dem Gewirr einer Zeile ländlicher Häuser der 89 Meter hohe Turm der neuen, 1911 erbauten Kirche von Petersdorf hervor. Dieser Turm folgt uns, bis uns der Wald verschluckt.

Wir wandern. Links der Straße dehnt sich das wellige, vielfach zerpflichte Terrain des alten Grerzierplatzes. Eisenbahnzüge schnaufen auf dem Damme, der den Platz begrenzt und seit 1845 den Schienenstrang trägt, vorüber; dahinter schleppen sich auf dem trüben Wasser des Kanals schwarzberuhte Kohlenkähne hin. Am Horizont auf breitem Rücken grüßt die Zembowitzer Schrothholzkirche, die, im Jahre 1925 auf den neuen Zentralfriedhof der Stadt verpflanzt, mit ihren barocken Türmchen die sonst nüchterne Landschaft im Nordwesten von Gleiwitz wesentlich belebt.

An neuen Siedlungsbauten und dem schon versteckten, alten Cholerafriedhofe vorüber, auf dem die Opfer der Epidemiejahre 1834 und 1837 ruhen, wandern wir in den Wald hinein.

Links von der Straße kommen die Häuschen des Dorfes Waldenau auf, das sich vertrauensvoll an den Westrand des Forstes lehnt. Wir biegen in die Dorfstraße ein und sind in einer Halbstunde im Bereiche der Station *Laband*.

Jenseits des Kanals und des Schienenstranges, die den Ort Laband scheiden, klettert an einem Hang die Dorfzeile zu der alten Kirche hinan, in deren Schatten die kapellenartigen Grüste der Grafen v. Welczek stehen. In einem dichten Park leuchtet aus dem Gebäum die helle Fassade des eigenartig schmucken Schlosses des Grafen v. Welczek hervor. Hier wollen wir uns erinnern, daß 1649 der Kanzler Johann v. Welczek, Sproß einer mährischen Adelsfamilie, vom König von Polen 1659 in den Freiherrenstand erhoben, Herr von Petersdorf wurde und so die große Herrschaft Laband begründete.

Eine Reihe dichtgedrängter, qualmend in den Himmel stoßender Schornsteine erregt weiter unsere Aufmerksamkeit. Sie gehört der massigen Anlage der „*Hermineuhütte*“ an, die, in dem Spitzwinkel zwischen Kanal und Randziner Eisenbahnstrecke gelegen, 1848 errichtet, 1879 durch eine Kesselerplosion teilweise vernichtet und seit 1925 ein ganz modernes Eisenwerk geworden ist. Hergestellt werden hier alle Sorten Feineisen, Bandeisen und Stahl. Besitzer ist die „*Oberhütten*“-A.-G.

An dieses Werk schließt sich eine den „*Vereinigten Deutschen Nickelwerken* A.-G.“ gehörige Metallabteilung an, die alle Arten Metallblech sowie Metallguß in eigener Gießerei fertigt.

Wenn wir dann durch den Nordwestzipfel des Labander Forstes weiter nordwärts wandern, hinkt uns der Eindruck dieses einzelnen Industriekomplexes noch einige Zeit nach, als wollte er uns an der Grenze zwischen dem Reden- und Eichendorff-Lande nicht freigeben an das Erlebnis des ländlichen Oberschlesien unter einem wolkenlos-freien, blauen Himmel . . .

Sehr sachlich und nüchtern ist der Gipfel des Waldes hier am Nordrand von Laband. Schmucklose Kiefern, dazwischen nur grotesk gewachsene Eichen säumen die Schneise. Links rumort, hie und da durch eine Waldlücke zu sehen, die Eisenbahn auf der Strecke Laband—Peiskretscham.

Nun haben wir das Waldstück hinter uns und biegen rechts in einen Weg ein, der in das weit und breit verstreute Dorf Scheschowitz führt. Hier erst ist der würzige Atem ländlicher Landschaft zu spüren.

An einer Wegekapelle vorbei passieren wir die schnurgerade vorüberführende Landstraße Gleiwitz—Peiskretscham. Autos jagen einander, als tauchten sie auf einer modernen Rennbahn. Weiter! Zur Linken wachsen ohne Symetrie die Häuser aus ihren Gärten; und alle tragen ein wohlhabendes Gesicht zur Schau. Auf einer Ueberführung passieren wir die Eisenbahnstrecke Beuthen—Peiskretscham. Interessanter Ausblick von oben: nach Ost und West pfeilen die schnurgeraden Parallelen des Schienenstrangs. Links, etwas abseits vom Dorfe, sind um einen Hof die Gebäude des Gutes massiert; zur Rechten winkt am Waldrande die Kontur des Forsthauses.

Geradeaus weiter! Vor uns künden sich die ersten Spuren des Dörfchens P r e s c h l e b i e an. Nun gähnen auch, in den Nordrand des Forstes eingewühlt, die gelben Steilhänge der großen Sandversatz-Anlage an, die den Industriebezirk mit Sand versorgt. Durch einen kurzen Waldsleck geht's hinein ins Dorf.

Typus des ober-schlesischen Bauernortes von heute: Zwischen neuen, gernegroßen Häusern ducken sich hie und da noch schiefgestandene Hütten mit dicken Strohdächern auf den alten Buckeln; aber an keiner fehlt das Gärtchen. Eine Kirche hat Preschlebie nicht, doch steht mitten drin am Wege eine ziegelsteinerne Kapelle mit einem spizen Glockentürmchen. Das hat man vielfach bei uns.

Am Ostende des Dorfes leuchtet von fern das Dachrot der neuen Ziemenzitzer Kirche mit ihrer schlanken Kuppel auf. Felder allseits und darüber stiller, klarer Himmel. Es ist eine schwere, hartgeprägte Erde, auf der wir wandern; sie ist wie der Typus des ober-schlesischen Menschen . . .

Um Dorfsteiche wenden wir uns rechts dem hohen Damme der bereits in Scheschowitz passierten Eisenbahnstrecke zu, lassen dann die gewichtige Anlage des B e t r i e b s b a h n h o f s P r e s c h l e b i e mit seiner Sandversatzbahn rechts im Walde liegen und marschieren am Damme entlang zum B a h n h o f S c h a k a n a u. Plötzlich ist der Himmel vor uns leicht verhüllt . . . und am grauen Horizont flattern ein paar dünn-dunkle Rauchfahnen hoch: Das ist die neblige Kontur der großen grauen Stadt . . .

Und die zieht nun mit uns zur Linken auf der Landstraße gen Gleiwitz. So wandern wir zwischen den Gesichtern unserer heimatischen Landschaft.

Aus dem Ostrand des Labander Forstes guckt der zum Gute Schafanau gehörige K a t h a r i n e n h o f, und auf der anderen Seite der Straße, parallel zu ihr, kriecht das Dorf S c h a k a n a u bis an den Gleiwitzer Stadtwald heran. Ein paar schnurgerade Zeilen frisch-gebauter Siedlungen furchen das weite Land.

Dann sind wir mitten in S c h a l s c h a, dem alten, ehemaligen Walddorfe mit seinem verträumten Schrotholz Kirchlein, dem neuereu Schlosse, einem mit vielhundertjährigen Eichen bestandenen Park, mit dem dünnen Bächlein der Chrzynna und den Lehnteichen im Westen. Das Kirchlein mit dem festesten Zeltdach und pudrigem Barockreiterlein

stammt aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Tempelherrn sollen die Bauherren gewesen sein. 1784 wurde es durch einen Sturm zerstört und von Dorfbauern wieder aufgebaut. Der „Althof“, zu dem vom Dorf eine Straße führt, ist die Spur des ursprünglichen Herrensitzes.

Weiter. Zwischen den Wäldern. Durch den Westteil des nach Gleiwitz eingemeindeten Dorfes Jernik. Vor 150 Jahren noch war dieser Ort Besitz der Doppelner Jesuiten. Seine idyllisch auf einem Hügel im Schatten von Pappeln und Linden stehende Nepomuk-Kapelle weiß viel zu erzählen. Unter ihr sollen die Dorfbewohner, die im Dreißigjährigen Kriege sämtlich eine Seuche hingerafft hat, begraben liegen. Der Dorfbach am Fuße des Hügels weiß das ganz genau . . .

Die Häuser zu beiden Seiten unserer Straße werden dichter, selbstbewußter, städtischer. Die Labander Forst zur Rechten hat ein Ende. Die neue Kirche von Petersdorf taucht auf. Und dann liegt plötzlich das ganze, weite Panorama von Gleiwitz, der in unheimlichem Tempo wachsenden Stadt, vor uns; in ihrem Straßengewirr veratmet unser Marsch rings um die Labander Forst.

Oft genug konnten wir die Erfahrung machen, daß immer noch Vorurteile auf unserer vielverkannten Heimat lasten, die allerdings einen Vergleich mit den Landschaften im sonnigen Süden oder üppigen Westen nicht standhält. Jedoch werden wir auf unseren Wanderungen zu dem Erkenntnis gelangen, daß unser Heimatkreis Ost-Gleiwitz eine reiche Fülle hoher, landschaftlicher Schönheiten aufweisen kann. Aber nur von Liebe zu ihr erfüllten Herzen und besessenen Blicken enthüllt sie ihre Reize. Schauen wir sie nur in der rechten Weise an, und sie werden uns zum Erlebnis werden. A.

Heldenehrung im Kreise.

Bereits im Jahrgang 1930 des Heimattkalenders konnten wir eine ganze Reihe von Denkmälern für unsere im Weltkrieg gefallenen Helden aus dem Kreise in Wort und Schrift bringen. Unterdessen hat der Gedanke der Heldenehrung sich weiter verbreitet. Im Laufe des Jahres konnte der Kalendermann neue Denkmäler im Kreise entdecken, die nachstehend aufgeführt seien.

Das Kriegerehrenmal in Schönwald.

Bald nach dem Weltkriege 1914—18 regte sich überall der Wunsch, den auf dem Schlachtfelde Gefallenen auch in der Heimat eine Gedächtnisstätte zu weihen. Gewöhnlich nahmen die Kameraden der Kriegervereine die Vorbereitungen dazu in die Hand. So war es auch in unserer Gemeinde. Die Ausführung des Planes wurde durch die berückichtigte Besatzungszeit unter General Le Rond verzögert.

Den Grundstock für den Denkmalsbau bildete der Reinertrag einer Theateraufführung „Die elf Schill'schen Offiziere“. Der Riesenbetrag von 20 Milliarden schmolz während der Geldentwertung auf ganze 20 Rentenmark zusammen. Mehr als zwei Jahre vergingen, bis durch das Entgegenkommen des Landwirts Johann Eimander, nahe bei der Kirche ein Platz erhalten werden konnte, den die Gemeindevertretung erwarb. Inzwischen war durch Sammlungen der Grundstock gewachsen, und rund 6600 Mark hatten opferfreudige Mitbürger für den Bau gezeichnet.

Die Beratungsstelle für Kriegerdenkmalsbauten beim Staatlichen Hochbauamte in Beuthen O.S. hatte einen künstlerischen Entwurf zur Verfügung gestellt.

Den Bau führte Steinmetzmeister Rose in Gleiwitz aus. Der Einweihungstag wurde eine Volksveranstaltung im wahrsten Sinne des Wortes. Das Denkmal wurde kirchlich und weltlich geweiht. Redemptoristenpater Herzsch-Breslau und Rechtsanwalt Raffanke-Gleiwitz hielten die Weihereden.

Die Gestaltung des 7 Meter hohen Denkmals wurde durch die Eigenart des verfügbaren Platzes bedingt. Als Grundform wurde ein massiger, hochaufragender Denkmalskörper gewählt. Der unterste Teil altarartig breit und niedrig, dient dem lebenden Geschlechte wie ein Opferaltar zur Aufnahme von Blumen Spenden. Darüber erhebt sich der eigentliche Hauptkörper, das Ehrenmal mit den 169 Namen der Gefallenen mit einem Schilde, dem Symbol des Verteidigungskrieges. Die



Kriegerdenkmal in Schönwald.



Kriegerdenkmal in Tworog

Schildzier, in Form des Eisernen Kreuzes, mahnt an den selbstlosen Opfertod. Die Bekrönung nimmt in ihrer untersten Stufe mit den Jahreszahlen 1914—18 noch einmal den Gedanken des rückschauenden Erinnerungsmales auf, läßt es nach oben aber ausklingen in eine Mahnung für Gegenwart und Zukunft: „Kugel und Kreuz, die Symbole der Reinheit und Kraft und des christlichen Gottvertrauens.“ Die geweihte Stätte wird durch eine halbkreisförmige Hecke von Bäumen und Sträuchern umrahmt.

Mögen alle, die am Gedenksteine vorübergehen, stets der Worte gedenken an der Vorderseite:

„Deutsches Volk, vergiß nicht Deine toten Helden!“

Am 1. Juni 1930 wurde in Tworog das Kriegerdenkmal der Gemeinde Tworog und Brunnek eingeweiht. Der Plan zur Errichtung des Denkmals ist im Jahre 1924 aufgestellt worden. Das Denkmal kostet 7200 Mark: der Betrag ist durch Sammlungen aufgebracht worden. Der Entwurf des Denkmals stammt von Professor Gofen aus Breslau. Das Denkmal ist aus hessischem Diabas hergestellt, den die Eisfelder Steinwerke bei Gießen a. Lahn lieferten.

Unter den vielen Kriegerdenkmälern fällt das Denkmal in P n i o w auf, das die Gemeinde ihren toten Helden errichtet hat. Es steht auf einem glücklich gewählten Platz in stimmungsvoller Umrahmung gegenüber der altehrwürdigen Schrothholzkirche. Die Feld-Findlingssteine, aus denen es zusammengestellt ist, wollen darauf hindeuten, daß die Toten auf dem Felde der Ehre gefallen sind. Trotz seiner Einfachheit ist das Denkmal weit höher zu bewerten, als mancher prozenhafte Stein. Die Nähe der Kirche bezweckt, ernste Gedanken, Dankbarkeit und Ehrfurcht vor dem Erinnerungszeichen auf die Beschauer überströmen zu lassen.



Kriegerdenkmal in Pniow.

auch zum Vaterland und zu Gott soll die Mahnung des schlichten Denkmals sein.

Das Ehrenmal der Gemeinde Plawniowitz.

Das schlichte Ehrenmal besteht aus der neu in stand gesetzten Dorflappelle als Mittelstück und 2 im Baustil der Kapelle gehaltenen



Kriegerdenkmal in Plawniowitz. Kriegerdenkmal in Kamienietz.

Seitenflügeln aus schlesischem Sandstein, die sich an die Kapelle anlehnen. In den senkrecht zur Kapelle stehenden Teilen der Seitenflügel befinden sich Platten aus weißem Marmor, die in goldener

Schrift die Namen der 53 Gefallenen der Gemeinde tragen mit der Ueberschrift: „Unseren gefallenen Helden 1914—1918“. Herr Graf Balleström schuf den Entwurf. Die Kapelle trägt in einem kleinen Turm das Sterbeglöcklein der Gemeinde und die Dorfbewohner werden bei jedem Läuten des Glöckleins auch unwillkürlich an das Denkmal und den Tod ihrer gefallenen Helden erinnert.

Das Kriegerdenkmal in Kamieniek.

Das Denkmal ist im Jahre 1929 nach dem Entwurf des Architekten Ehl-Beuthen errichtet worden. Es gleicht einer Kapelle, an deren Rückenwand auf 3 Tafeln die Namen von 31 Gefallenen aus Kamieniek, von 9 Gefallenen aus Lubek und 8 Gefallenen aus Boniomitz stehen. Ueber den Tafeln ruht ein Relief, das einen sterbenden Krieger darstellt. Der Kirchgänger muß seine Schritte vorbei am Denkmal lenken, das ihn eindringlich mahnt: Vergiß nicht der Gefallenen!

Es ist immer noch sehr bescheiden, was in Oberschlesien im allgemeinen bezüglich der Krieger-Ehrenmale künstlerisch geleistet wurde. Neben einer kleinen Zahl künstlerisch als gut ansprechbarer Denkmäler steht die größere Zahl der künstlerisch unwerten.

Graf Zeppelin über Oberschlesien.

Ein seltenes Erlebnis, ein Tag unbeschreiblichen Jubels war für Oberschlesien der 17. Oktober 1929. Deutschlands Ruhm und Stolz, das Luftschiff „D. Z. 127 Graf Zeppelin“, von Dr. Eckener persönlich gesteuert, stattete dem ober-schlesischen Lande seinen ersten Besuch ab. Das Luftschiff kam von der Balkanfahrt über Beuthen und überflog zweimal unseren Kreis, sodaß es von allen Orten gesehen werden konnte. Der majestätische Gast wurde überall mit größter Begeisterung aufgenommen.

Fieberhafte Aufregung ergriff groß und klein, als die Nachricht kam, daß der sehnsüchtig erwartete Lustriese sich nahe. Büros, Werkstätten, Wohnräume und Schulen standen leer, und die Massen eilten hinaus ins Freie, um den Herrscher im Reich der Lüfte zu empfangen. Flachere Hausdächer waren überfüllt von Menschen. Angst ergriff die Vogelwelt, die in Scharen vor dem Ungeheuer die Flucht ergriff. Ein dunkler Fleck unter den Wolken, der immer größer wurde, erschien, und schon war das Luftschiff zu erkennen. Seine wie tiefer Orgelton brausenden Motore kündeten den Riesen an. Flaggenjuch, Glockengeläut und Sirenengeheul begrüßten den Gast, dessen Aluminiumleib wie eine ungeheure Zigarre stolz in silbergrauem Glanz dahinschwebte, ein Wunderwerk deutscher Technik. Hurrarufe und „Deutschland über alles“ ertönten überall. Die führenden Persönlichkeiten Oberschlesiens hielten Rundfunk-Begrüßungsansprachen, die der allgemeinen Freudenstimmung Ausdruck gaben. Tausende und Abertausende unsrer ostoberschlesischen Brüder und Schwestern waren an die Landesgrenze geeilt, um den „Graf Zeppelin“, der auf der ganzen Erde die größte Bewunderung fand, sehen zu können.

Zum zweiten Male gab das Luftschiff am 24. Juni 1930 Oberschlesien die Ehre seines „hohen Besuchs“ und von ebensolchem Jubel wie im Vorjahr war unsre Bewohnerschaft erfüllt. Von den gewaltigen Ausmaßen des „Graf Zepp“ wird man einen Begriff bekommen, wenn man bedenkt, daß drei Gleiwitzer Hauptbahnhofsgebäude nebeneinandergestellt im Lustriesen bequem Platz finden könnten



Graf Zeppelin über Oberschlesien.

Die Schullinde von Pilchowitz.

Unseren ältesten Vorfahren schon galt die Linde als geheiligter Baum, dem eine heilwirkende Kraft innewohnte. Sie war der Göttin der Liebe geweiht. Im Nibelungenlied tötet Siegfried unter der Linde den Drachen. „Ein Lindenblatt gar breit“ fiel zwischen seine Schultern und entzog die Stelle dem härtenden Bad. An eine Linde hatte Siegfried den Speer gelehnt, den Hagen gegen ihn warf. Minnesänger schlugen ihre liederreichen Harfen unter dem Lindenbaum. Unter der Linde entflammte der Herzog seine Mannen zum Kampf, unter ihr berieten die Fürsten über das Geschick des Landes, versammelten sich einst die Dorfältesten, um das Wohl der Gemeinde zu besprechen. So



war die Linde der Mittelpunkt des Gemeinschaftslebens, der Volkstänze und Feste. Darum hat man sie aus alter Zeit hinübergerettet in die Gegenwart. Städten, Straßen und Häusern hat sie den Namen gegeben. Spielplätze hat man mit Linden umgeben. In ihren sich miteinander verwebenden Wipfeln sitzt gerne unsere gesiederte Schar und

abends noch kann man leise verhallendem Vogelsied lauschen. Ihr Blatt hat die Form eines Herzens und vielleicht aus diesem Grunde kosen unter ihren Zweigen im Blütenduft beim Mondenschein die Liebenden in Weltvergessenheit. Unter ihr sitzt die Lehrerfamilie, spielt die fröhliche Schulfugend.

Vorstehendes Bild zeigt die stattliche Schullinde von Pilchowitz. Sie hat einen Umfang von 7 Metern und eine stattliche Krone; man könnte sie als ein Naturdenkmal bezeichnen.

Das Städtische Schulmuseum in Gleiwitz.

Zu seinem 25jährigen Bestehen.

Von

N. Urbanek, Verwalter des Schulmuseums.

Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts begann mit dem Aufblühen der Industrie das gesamte Leben im ober-schlesischen Industriebezirk in kraftvoller Weise aufwärts zu streben. Das Segel der Volksbildung blähte sich unter seinem Einfluß. Alljährlich entstanden mit dem zunehmenden Wachstum der Orte vielklassige Schulen, in denen ein Heer von Schülern von den vielen Lehrern und Lehrerinnen betreut wurde. Die Ausgestaltung eines erfolgreichen Unterrichts wurde mit großem Eifer erstrebt, und dabei spielten neben der Methode die Lehrmittel eine große Rolle, die in beängstigender Fülle auf dem Lehrmittelmart erschienen und in die Schulen drängten, um von diesen angekauft und verwendet zu werden. Dem einzelnen Lehrer wurde es zuletzt unmöglich, die Fülle der Anschauungsmittel zu überschauen und den verschiedenartigen Wert der einzelnen Gegenstände zu beurteilen. Eine sachgemäße und zuverlässige Kritik der Lehrmittelflut konnte nur von einer Zentralstelle erfolgen, die die Lehrmittel sammelte und jedes einzelne Stück mit allen ihr zustehenden Mitteln auf seine Verwendung im Unterricht hin prüfte. Eine solche Zentralstelle wurde das Städtische Schulmuseum in Gleiwitz.

Die Idee des Schulmuseums entstand im Schoße des Gleiwitzer Lehrervereins (durch einen Antrag des Direktors Günther), den Grundstock bildeten die zahlreichen Lehrmittel, die nach einer Ausstellung dem Gleiwitzer Lehrerverein überwiesen worden waren; der Magistrat von Gleiwitz gab die Räume her, um die gesammelten Lehrmittel unterzubringen, und der Direktor Urbanek und seine Kollegen Langner und Bieth übernahmen es, das Schulmuseum aufzubauen. Die Vorarbeiten dauerten ein Jahr, und am 1. April 1905 konnte die neue Einrichtung eröffnet werden.

Die Eröffnung des Schulmuseums wurde den Schulbehörden und der Lehrerschaft des Industriebezirks bekannt gegeben und dabei die Arbeit, die geleistet werden sollte, mit folgenden Worten gekennzeichnet: „Das Schulmuseum will den vielen Lehrern des Industriebezirks und dessen Umgebung Gelegenheit geben, die vielen Lehrmittel aus eigener Anschauung kennen zu lernen, sich über deren Wert ein selbständiges Urteil zu bilden und bei der Anschaffung neuer Lehrmittel und ihrer Verwendung zuverlässig beraten zu werden.“ Für diese Aufgabe hat sich die Verwaltung des Schulmuseums mit Vollkraft eingesetzt. Daneben war sie eifrig bemüht, zwei im Unterricht außerordentlich wichtige methodische Forderungen zu klären und zu fördern, die Methode des deutschsprachlichen Unterrichts in der Schule mit zweisprachigen Kindern

und die Methode des heimatkundlichen Unterrichts. Neben der Lehrmittelammlung, deren Abteilungen und Gruppen sich immer reichhaltiger gestalteten, entstand unter den Händen der Verwaltung eine große pädagogische Studienbibliothek, die mit der Zeit tausenden von Lehrern ihre Fortbildung erleichterten, und eine Jugendschriftenbibliothek, die in der Vorkriegszeit alljährlich von Weihnachten in allen größeren Orten des Industriebezirks ihre Bücher ausstellte und Lehrern und Eltern ein Wegweiser bei der Auswahl guter Jugendbücher wurde.

Im Laufe der Jahre hatte die Verwaltung des Schulmuseums Gelegenheit, Verbindungen mit den deutschen Kolonien anzuknüpfen, und sie erhielt aus diesen — namentlich aus Kamerun — eine größere Anzahl von volks- und naturkundlichen Gegenständen, die Land und



Das Städtische Schulmuseum in Gleiwitz.

Leute dieser Gegenden vorzüglich veranschaulichen und zu einer Kolonialsammlung zusammengestellt wurden. Diese übte eine besondere Anziehungskraft auf Besucher und Vereine aus, und in den letzten Jahren erschienen hunderte von Schülern, denen bei der Besichtigung der Sammlung verständlich gemacht wurde, welchen großen Wert die geraubten Kolonien für die deutsche Wirtschaft hatten, und wie die deutsche Not sofort gemildert würde, wenn der Feindbund die Kolonien Deutschland zurückgäbe. — In den letzten Jahren machte die Erforschung der vorgezeichneten Zeit in Oberschlesien überraschende Fortschritte. Zahlreiche und seltene Bodensfunde verbreiteten Licht über die Zeiträume, die bis an die Eiszeit hinanreichen. Die Schule konnte an diesen Ergebnissen der Forschung nicht teilnahmslos vorübergehen, und eine Verfügung schaffte der Urgeschichte Eingang in die Schule. Zur Behandlung des neuen Stoffes waren aber Anschauungsmittel notwendig. Das Schulmuseum erwarb, um der Lehrerschaft einen Ueber-

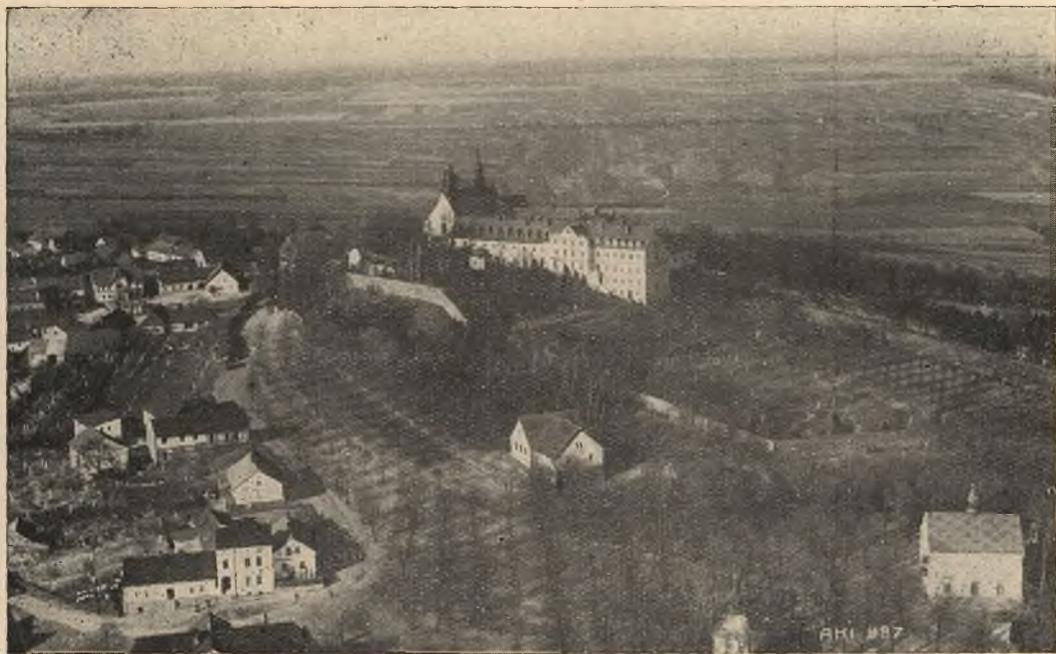
blick über diese Hilfsmittel zu geben, eine große Sammlung von Nachbildungen vorgeschichtlicher Gegenstände (aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit), zog sämtliche Anschauungsbilder heran, die auf diesem Gebiete erschienen waren und ergänzte diese „vorgeschichtliche Abteilung“ durch eine reiche Anzahl von Schriften.

Die ruhige Entwicklung des Schulmuseums bis zum Jahre 1914 wurde durch den Weltkrieg, durch die ihm folgenden Unruhen und besonders durch die Abstimmungszeit unterbrochen und gestört. Die Franzosen verboten den Besuch des Schulmuseums, durchsuchten es nach Waffen und lehrten dabei das Unterste zu oberst, und bei der großen Raumnot mußten die Ausstellungsgegenstände zeitweise in einem Raum untergebracht werden, und dabei ging auch ein Teil der Jugendschriftenbibliothek verloren. Als die böse Zeit vorüber war, bedurfte es einer anstrengenden Arbeit, um in den drei zur Verfügung stehenden Zimmern die Ordnung und Uebersicht wieder herzustellen. 1924 war die Arbeit vollendet, und von der Zeit an ging es mit der Entwicklung wieder aufwärts.

Am 1. April 1930 konnte das Schulmuseum auf eine 25 jährige Tätigkeit zurückblicken. Es ist in der Zeit seines Bestehens von über 18 000 Lehrern und Lehrerinnen besucht worden. Zu seinen Besuchern gehörten auch Mitglieder von städtischen Behörden, von der Regierung und vom Ministerium. Im Anschluß an die Ausstellung der Lehrmittel wurden zahlreiche Vorträge gehalten. Das Schulmuseum war auch mit einzelnen seiner Abteilungen an großen Ausstellungen (in Gleiwitz, Breslau und Meisse) beteiligt. Es veranstaltete in seinen Räumen Sonderausstellungen, die einen Ueberblick über sämtliche Lehrmittel eines Unterrichtsfaches (z. B. Erdkunde) gaben. Die Entwicklung des Schulmuseums ist aus folgenden Angaben ersichtlich: Sein Wert betrug bei der Eröffnung 4400 Mark; er ist heute auf 42 000 Mark gestiegen. Die Studienbibliothek, die im Laufe der Zeit die alte städtische Lehrerbibliothek und die Kreislehrerbibliothek in sich aufnahm, und ihre Tätigkeit mit einigen hundert Bänden begann, besitzt heute über 3800 Werke mit 5200 Bänden. Die zerstörte Jugendbibliothek ist neu ausgebaut worden.

Das Schulmuseum leidet zur Zeit an großer Raumnot (für seine Ausstellungen und Bibliotheken stehen ihm nur 145 qm Bodenfläche zur Verfügung). Sobald diese behoben sein wird, wird für seine Entwicklung ein neuer Zeitabschnitt beginnen.

Es ist an jedem Sonnabend (die Ferienzeit ausgenommen) von 4—6 Uhr nachmittags geöffnet, und Lehrer und Schulfreunde (in der letzten Zeit haben sich auch Mitglieder der Elternbeiräte eingefunden) sind in seinen Räumen willkommen. Der Eintritt ist frei.



Der St. Annaberg mit dem ober-schlesischen Nationalheiligtum.

Was jeder vom Landkreise wissen muß.

Statistisches.

Der Kreis Tost-Gleiwitz besteht aus 3 Städten, 93 Landgemeinden und 1 Gutsbezirk.

Der Flächeninhalt des Kreises beträgt 85 497 ha.

Die Bevölkerung des Kreises betrug nach der Personenstandsaufnahme vom 10. Oktober 1928 83 105 Einwohner, gegenüber 78 806 Einwohnern nach dem Stande der Volkszählung vom 16. Juni 1925. Auf die Städte entfallen 12 195, auf die Landgemeinden 70 774 und auf den Gutsbezirk 136 Personen.

Von den Standesämtern des Kreises sind im Jahre 1927 beurkundet worden:

2465 Geburten (70 weniger als im Vorjahre),

809 Eheschließungen (27 weniger als im Vorjahre),

1107 Sterbefälle (19 weniger als im Vorjahre).

Nach dem Ergebnis der Viehzählung vom 2. Dezember 1929 waren im hiesigen Kreise vorhanden: 6623 Pferde, 22 099 Stück Rindvieh, 24 267 Schweine, 5339 Ziegen, 678 Schafe, 57 323 Stück Feder- und 1571 Bienenstöcke. Die Zahl der viehhaltenden Haushaltungen beträgt 10 903.

Am 1. Dezember 1913 waren vorhanden: 6916 Pferde, 24 554 Stück Rindvieh, 24 088 Schweine, 5250 Ziegen 598 Schafe.

Land- und Ortskrankenkassen.

Allgemeine Ortskrankenkasse für den Kreis Tost-Gleiwitz, Gleiwitz O.S., Landratsamt, Bernickestraße 2, (Geschäftsstunden werktäglich von 8—12 Uhr, Zimmer 21), Vorsitzender Karl Mündel, Gleiwitz Breslauerstraße 20 III.

Landkrankenkasse für den Kreis Tost-Gleiwitz, Gleiwitz, Klosterstraße 8.

Geschäftsstunden 7—13, 15—18 Uhr, Kassenstunden 8—12, 30 Uhr. Vorsitzender: Oberinspektor Greinert, Tost, Geschäftsführer: Kallus.

Kreiswohlfahrtsamt.

Die Fürsorgestelle für Kriegsbeschädigte ist dem Kreiswohlfahrtsamt angegliedert. Neben der Fürsorge der im Kreise wohnhaften Kriegsopfer ist uns die Fürsorge für die in Polnisch-Oberschlesien und in den Kreisen Bielitz-Biala, Oświęcim, Czenstochau und Bendzin wohnhaften Kriegsopfer übertragen worden. Eine finanzielle Belastung des Kreises erfolgt durch die Betreuung der nicht in unserem Kreise wohnhaften Kriegsopfer nicht. Für die Unterstützung dieser Kriegsopfer werden besondere Mittel vom Reiche bereitgestellt.

Der Fürsorgestelle obliegt die Zahlung der Zusatzrenten, die Bearbeitung der Kapitalabfindungsanträge, die Zahlung von außerordentlichen Unterstützungen, die Gewährung von Darlehen zur wirtschaftlichen Stärkung, die Bearbeitung der Anträge auf Abfindung von Kriegswitwen anlässlich ihrer Wiederverheiratung, die Bearbeitung der Anträge auf Gewährung von Erziehungsbeihilfen für Kriegswaisen und die Bearbeitung der Anträge auf Gewährung von Elternrente. In vielen anderen Angelegenheiten wird den Kriegsbeschädigten und Kriegershinterbliebenen Rat erteilt und Unterstützung gewährt. Besonders hervorzuheben ist noch die Unterbringung von Schwerbeschädigten in Arbeitsstellen.

Sozialrentner, Kleinrentner, Hilfsbedürftige und ausgesteuerte Arbeitslose werden vom Kreiswohlfahrtsamt betreut. Größere Gemeinden, wie Peiskretscham, Tost, Laband, Schönwald und Ostroppa sind die Aufgaben, die dem Kreise als Bezirksfürsorgeverband obliegen, zur eigenen Verwaltung übertragen worden. Hilfsbedürftigen Wöchnerinnen wird Wochenfürsorge gewährt; bedürftige Studierende erhalten Studienbeihilfen.

Arbeitsamt.

Für die Vermittlung von Arbeitslosen ist das Arbeitsamt in Gleiwitz zuständig. Dieses unterhält je eine Nebenstelle in Kieferstädtel, Peiskretscham, Plawniowiz, Tost und Dworog.

Zur Hebung der Arbeitslosigkeit haben der Kreis und die Gemeinden Notstandsarbeiten durchgeführt.

Jugendpflege.

Der Hebung der Jugendpflege im Kreise wird ganz besondere Beachtung geschenkt. Die Organisation der männlichen Jugendpflege liegt in der Hauptsache in den Händen des Kreisjugendpflegers, Hauptlehrers Seidel in Bitschin, die der weiblichen Jugendpflege in den Händen der Kreisjugendpflegerin, Lehrerin Fräulein Schega in Tost.

Im Kreis Ausschuß für Jugendpflege zusammengefaßt und zur Jugendpflegestatistik angemeldet waren 105 Jugendpflegevereine. Davon waren 76 männliche und 29 weibliche Vereine.

Jugendheime befinden sich in Peiskretscham, Kamieniek, Groß-Ratschin, Tost, Brzezinka.

Wanderhaushaltungsschule.

Zur hauswirtschaftlichen Heranbildung unterhält der Kreis eine Wanderhaushaltungsschule und ständige Haushaltungsschulen in Tost, Schönwald, Laband, Ostroppa, Pilchowitz, Kudnau und Kieferstädtel.

Um die jungen Mädchen anzuregen, bei Zeiten an ihre Wäscheaussteuer zu denken und sich allmählich solide Wäsche anzuschaffen, sind im Berichtsjahre 3 neue Wäscheparaffen eingerichtet worden und zwar in Roppinitz, Kudnau und Vona-Lany. In Kieferstädtel wird eine Wäscheparaffe vorbereitet. 3. Zt. bestehen insgesamt 15 Wäscheparaffen bezw. Nähstuben, die sich bei der weiblichen Jugend großer Beliebtheit erfreuen.

Jugendamt.

Nach dem Reichsjugendwohlfahrtsgesetz ist das Jugendamt Amtsvormund über jedes uneheliche Kind. Als solcher hat es die Unterhaltsansprüche des Kindes gegen seinen Vater durchzuführen und die Pflege und Erziehung des Kindes zu überwachen. Die Geschäfte des Vormundes führt der Kreis Ausschuß-Inspektor Giza. Das Jugendamt betreut z. Zt. 480 Mündel. In seiner Eigenschaft als Gemeindewaisenrat wird das Jugendamt zur Ermittlung von Pflegern und Vormündern und in sonstigen die Führung und Erziehung von Mündeln betreffenden Angelegenheiten von den Amtsgerichten in Anspruch genommen. Ferner ist das Jugendamt zuständig für die Erlaubniserteilung zum Halten von Pflegekindern. Es übt die Schutzaufsicht über sittlich gefährdete Jugendliche aus und hat die Aufgabe, in besonders gelagerten Fällen Anträge auf Unterbringung der Gefährdeten in Fürsorgeerziehung zu stellen.

Die Gesunderhaltung der heranwachsenden Jugend als der Zukunft unseres Volkes ist von besonderer Wichtigkeit, deshalb wurde auf

Vermehrung der bestehenden Säuglings- und Mütterberatungsstellen Wert gelegt. Solche Fürsorgestellen bestehen in Breschlebie, Potempa, Rachowitz, Groß-Schierakowitz usw. Bei allen diesen Fürsorgestellen konnte festgestellt werden, daß die Zahl der Rat suchenden Mütter stetig zunehme, ein Beweis dafür, wie notwendig diese Einrichtungen sind. Es fanden insgesamt 358 Sprechstunden statt, die von 4816 Müttern besucht wurden.

Zur Aufklärung der Mütter auf dem Gebiete der Säuglings- und Gesundheitspflege wurden von der Kreisfürsorgerin vier tägige Kurse abgehalten, die von Frauen, Müttern und Mädchen — teilweise trotz schlechter Witterung und ungünstiger Wegeverhältnisse — zahlreich besucht waren. Außer diesen Kursen wurden Vorträge gehalten über „Säuglingspflege und -Ernährung“, „Fehler in der Säuglingspflege“, in Groß-Schierakowitz, Sarnau und Rachowitz. In Pilchowitz wurde für die Mütter der Kleinkinder ein Vortrag über das Thema „Die Liebe zur Einfachheit“ gehalten.

In den größeren Gemeinden des Kreises ist die schulärztliche Versorgung eingeführt. Von der schulärztlichen Versorgung sind gegenwärtig 5168 Schulkinder erfasst, gegenüber einer Gesamtschulkinderzahl von 12 302.

Nach den Berichten der Schulärzte, aber auch nach den sonstigen Wahrnehmungen hat sich der Ernährungs- und Gesundheitszustand der Schuljugend dank den eingeführten Schulspeisungen gehoben. Die Schulspeisungen ermöglichen die Erfassung einer viel größeren Zahl unterernährter bedürftiger Kinder, als dies durch die Heimverschickung durchführbar ist. Während bei der Heimverschickung in Anbetracht der Höhe der Kosten nur besonders bedürftige Kinder herausgegriffen werden können, ist es bei der Schulspeisung möglich, eine größere Anzahl von Schulkindern zu bedenken. Aus allen Speisungsstellen wird nur gutes über diese Einrichtung berichtet; die Bevölkerung erkennt die Hilfsmaßnahme dankbar an.

Neben diesen Kinderspeisungen wurden in notwendigen Fällen auch noch Kinder in auswärtige Heime verschickt. Durch Vermittlung des Landeswohlfahrtsamtes, das an der Aufbringung der Kosten mit der Hälfte beteiligt ist, wurden insgesamt 93 Kinder untergebracht. Aber auch der Kreis führt Erholungskuren für eigene Rechnung durch. Der Aufenthalt in diesen Heimen beträgt 4—8 Wochen.

Die Aufwendungen des Kreises für die Krüppelfürsorge sind gestiegen, da sich die verheerenden Auswirkungen der Kriegs- und Nachkriegszeit bei den unterernährten Kindern erst jetzt zeigen. Man denke z. B. hier nur an die Folgen der Malaria mit den verschiedenen Formen der Verkrüppelung, dann aber auch an tuberkulöse Einwirkungen in der Form der tuberkulösen Hüftgelenkentzündung und der Knochentuberkulose. Es besteht begründete Hoffnung, daß diese Krankheitsercheinungen durch die vom Kreise getroffenen Einrichtungen, insbesondere durch die Säuglingsfürsorgestellen sich verringern, weil in diesen Fürsorgestellen die ersten Anfänge der Krankheit rechtzeitig erkannt und durch sofortige sachgemäße Behandlung oder Unterbringung im Krüppelheim beseitigt werden können. Durch die Entkrüppelung werden diese Personen meist vollwertige Glieder der menschlichen Gesellschaft und in die Lage versetzt, sich den Lebensunterhalt selbst zu verdienen.

Nach den Wünschen des Oberschlesischen Provinzialvereins zur Bekämpfung der Tuberkulose hat der Kreis sich eine eigene Tuberkulosefürsorgestelle geschaffen; bisher war das Hindernis einer solchen Ein-

richtung das Fehlen geeigneter Räumlichkeiten. Die ärztliche Leitung wurde dem Facharzt für Tuberkulose, Dr. Moras-Gleiwitz übertragen. Wie notwendig diese Einrichtung gewesen ist, geht daraus hervor, daß die ersten Sprechstunden bis zu 35 Patienten besuchten. Durch die Benutzung der Fürsorgestelle entstehen der Kreisbevölkerung keine Kosten. Die Unterhaltung dieser Einrichtung erfolgt durch den Kreisetat. Eine Behandlung der Kranken findet in der Fürsorgestelle nicht statt.

Ärzte.

Kreisarzt Dr. Salzwedel-Gleiwitz, Koonstr. 10, Dr. Urbach-Laband, Dr. Giller-Laband, Dr. Dworzak-Beiskretscham, Dr. Hagner-Beiskretscham, Dr. Ullmann-Beiskretscham, Dr. Ptasnik-Tost, Dr. Jaesche-Tost, Dr. Foit-Kieferstädtel, Dr. Konieko-Kieferstädtel, Dr. Bitta-Schönwald, Dr. Bartsch-Pilchowitz, Dr. Kalinowski-Kamieniez, Dr. Mażny-Kudzi-
niz, Dr. Kowalski-Tworog, Dr. Faltin-Langendorf.

Zahnärzte.

Dr. Herrnstadt-Beiskretscham, Dr. Vanger-Tost.

Zentisten.

Barteczko-Tworog, Böke-Kieferstädtel, Humbroich-Beiskretscham, Kaiser-Laband, Bartelt-Langendorf.

Tierärzte.

Dr. Tauer, Kreistierarzt, Gleiwitz, Breslauerstr. 13, Dr. Becker-Kieferstädtel, Dr. Weinkopf-Beiskretscham, Horn-Tost.

A. Kreisauschußmitglieder.

1. Pfarrer Johannes Zendryk in Laband,
2. Landwirt Michael Pollok in Ponischowitz,
3. Bürgermeister Tschander in Beiskretscham,
4. Gewerkschaftssekretär Franz Gorzawski in Schönwald,
5. Polizeiangestellter Max Hennel in Laband,
6. Güterdirektor i. R. Oskar Kent in Langendorf.

B. Kreistagsabgeordnete.

1. Baumeister und Ziegeleibesitzer Richard Tulcz in Laband,
2. Tischler und Kriegsbeschädigter Josef Folwaczny in Kieferstädtel,
3. Landwirt August Cimander in Schönwald,
4. Herrschaftsbesitzer Dr. Nikolaus Graf von Ballestrem in
Blawniowiz,
5. Rektor Thaddäus Gärtig in Tost,
6. Dreher Viktor Scholthysel in Beiskretscham,
7. Frau Provinzial-Obermedizinalrat Schinke in Tost,
8. Landwirt Franz Skowronnek in Langendorf,
9. Amts- u. Gemeindevorsteher Johannes Galuschinski in Tworog,
10. Landwirt Franz Zendryk in Schwieben,
11. Rektor Karl Kaluza in Pilchowitz,
12. Landwirt Viktor Weiß in Klein-Kottulin,
13. Metallarbeiter Josef Kaschel in Ostroppa,
14. Pfarrer Johannes Zendryk in Laband,
15. Arbeiter Vinzent Garbas in Laband,
16. Arbeiter Franz Nowak in Laband,
17. Bergarbeiter Ernst Altman in Beiskretscham,
18. Maurer und Häusler Ignaz Treffon in Groß-Kottulin,
19. Volksschullehrer Josef Schreiber in Schwieben,

20. Schlosser Josef Labus in Rudzinitz,
21. Landwirt Leopold Mika in Deutsch-Zernitz,
22. Forstverwalter a. D. Franz Rosczyk in Lubek,
23. Häusler Peter Gaida in Schemowitz,
24. Bierverleger Emanuel Jaskolla in Weiskretscham,
25. Hausbesitzer Karl Bulla in Weiskretscham,
26. Hauptlehrer Ignaz Kansch in Lona-Lany,
27. Landwirt Josef Kandziora I in Groß-Patschin.

C. Kreisdeputierte.

1. Herrschaftsbesitzer Dr. Nikolaus Graf von Ballestrem in Plawniowitz,
2. Bürgermeister Kluger in Kieferstädtel.

D. Rechnungsprüfungskommission.

Mitglieder:

1. Gewerkschaftssekretär Gorzawski in Schönwald,
2. Rektor Gärtig in Tost,
3. Verbandssekretär Valentin Lapa in Droppa

Stellvertretende Mitglieder:

1. Tischler und Kriegsbeschädigter Josef Solwaczny in Kieferstädtel,
2. Rektor Kaluza in Pilchowitz,
3. Forstverwalter a. D. Franz Rosczyk in Lubek

E. Kreis-Taratoren.

1. Landwirt August Gimander in Schönwald,
2. Landwirt Johann Stypa in Plawniowitz,
3. Wirtschaftsinspektor Miklaus in Plawniowitz,
4. Landwirt Emanuel Krusche in Lebošowitz.

F. Hauszinssteuerkommission.

1. Baumeister Tulek in Laband,
2. Landwirt Michael Pollok in Ponischowitz,
3. Schmiedemeister Alois Czek in Kieferstädtel,
4. Polizeiangehörter Mag Hennek in Laband,
5. Hausbesitzer Karl Bulla in Weiskretscham.

G. Körkommission.

Mitglieder:

1. Landwirt August Gimander in Schönwald,
2. Gutbesitzer Ronge in Althammer,
3. Landwirt Viktor Kampe in Droppa,
4. Landwirt Michael Pollok in Ponischowitz,
5. Bauerngutsbesitzer Alexander Ruffin in Deutsch-Zernitz,
6. Landwirt Josef Kandziora I in Groß-Patschin

Stellvertretende Mitglieder:

1. Landwirt Johann Grucza in Weiskretscham,
2. Landwirt Theodor Franja in Althammer,
3. Gemeindevorsteher Jurke in Seršno,
4. Direktor der Landwirtschaftsschule Mick in Tost,
5. Landwirt Paul Matysik in Kieferstädtel,
6. Güterdirektor i. R. Oskar Kent in Langendorf

5. Amtsverhältnisse.

Name des Amtsbezirks	a) Amtsvorsteher b) Stellvertreter.
Althammer	a) Restgutsbesitzer Ronge in Althammer. b) Hauptlehrer Kieger in Althammer.
Kieferstädtel- Land	a) Hauptlehrer Kropfch in Nachowitz. b) Lehrer Poppel in Groß-Schierakowitz.
Bitzschin	a) Amtssekretär Kasim in Bitzschin, b) Landwirt Michael Pollok in Ponischowitz.
Toft, Land	a) Majoratsbesitzer von Guradze in Toft, b) Amtssekretär Jacubczyk in Toft.
Schwieben	a) Domänenbächter Franz in Schwieben, b) Rentmeister Glogowski in Schwieben.
Langendorf	a) Rentmeister Stephan in Langendorf, b) Konrektor Czerny in Langendorf.
Dworog	a) Polizeioberinspekt. a. D. Galuschinski in Dworog, b) Amtssekretär Meier in Dworog.
Brynnef	a) Rentmeister Emmo Lunich in Brynnef, b) Lehrer Hugo Schmann in Hanussek.
Lubie	a) Majoratsbesitzer v. Bergwelt-Baldou in Lubie, b) 1. Lehrer Franz Moch in Lubie.
Kamieniek	a) Rittergutsbesitzer Graf zu Stolberg-Stolberg in Kamieniek, b) Rentmeister Johann Dittrich in Kamieniek.
Schakanau	a) Wirtschaftsinспекtor Goldemund in Schakanau, b) Landwirt Johannes Kyzia in Schalscha.
Schönwald	a) Landwirt und Gemeindevorsteher Kotitschke in Schönwald, b) Landwirt Thomas Gimander in Schönwald.
Laband	a) Gemeindevorsteher Paul Honisch in Laband, b) Kaufmann Josef Piestronet in Laband.
Schieroth	a) Rittergutsbesitzer Hans-Heinrich Staroste-Pniow, b) 1. Lehrer Felix Nowal in Pniow.
Pilchowitz	a) Rektor Karl Kaluza in Pilchowitz, b) Revierförster Paul Strzhez in Pilchowitz.
Plawniowitz	a) Oberförster Michael Hauber in Plawniowitz, b) Wirtschaftsinспекtor Adolf Ricklaus-Plawniowitz.
Rudziniß	a) Rittergutsbesitzer Hugo von Ruffer in Rudziniß, b) Hauptlehrer Georg Ludwig in Rudziniß.
Groß-Kottulin	a) Landwirt Viktor Weiß in Klein-Kottulin, b) Häusler Ignaz Dreßon in Groß-Kottulin.
Ostroppa	a) Gemeindevorsteher Johann Rzepka in Ostroppa.

3. Städte.

Ort	Name des Bürgermeisters	Einwohner- zahl
Peiskretscham	Bürgermeister Tschander	6 934
Toft	Bürgermeister Hencinski	3 458
Kieferstädtel	Bürgermeister Kluger	1 803

K. Landgemeinden.

Ort	Name des Gemeindevorstehers	Einwohner- zahl
Althammer	Landwirt Josef Frania	804
Alt-Gleiwitz	Landwirt Vinzent Zawadzki	852
Bitzschin	Grubenarbeiter Leopold Sobel	1 247
Blaschowitz	Landwirt Viktor Koim	348
Boguschiez	Landwirt Josef Bytomski II	291
Boitschow	Grubenarbeiter Franz Steuer	906
Boniorwitz	Landwirt Alois Wosniha	136
Brynnek	Häusler Karl Sgodzaj	593
Brzezinka	Landwirt Josef Kurek I	1 096
Chechlaw	Bauer Josef Stypa	956
Chorinskowitz	Landwirt Johann Polora	114
Ciochowitz	Gärtner Anton Bieniek	654
Col. Radun	Kolonist Martin Hellisch	160
Deutsch-Zernitz	Büro-Assistent Johann Gorezki	1 728
Dombrowka	Bauer Viktor Janyssek	544
Ellguth	Bauer Johann Muskalla	371
v. Gröbling		
Ellguth-Loft	Landwirt Josef Rampa	421
Giegowitz	Landwirt Thomas Zendrycht	169
Groß-Kottulin	Landwirt Julius Wrobel	756
Groß-Patzschin	Sattler Peter Konieczny	1 225
Gr.-Schierakowitz	Gasthausbesitzer Karl Gurtzschke	664
Hanusssek	Gasthausbes. Konstantin Walczyk	624
Jaschowitz	Maschinenwärter Vinzent Bossert	215
Jasten	Landwirt Johann Grzeschik	412
Kamieniez	Grubenarbeiter Josef Janoschka	726
Karchowitz	Landwirt Franz Adamiof	427
Kielejscha	Bauer Nikodem Potempa	162
Klein-Kottulin	Landwirt Viktor Weiß	326
Klein-Patzschin	Freigärtner Theofil Wollny	313
Klein-Pluschnitz	Bauer Schlbester Romof	277
Kl.-Schierakowitz	Häusler August Sach	327
Klein-Wilkowitz	Landwirt Wilhelm Gralla	377
Kluschau	Gärtner Vinzent Nowroth	524
Koppinitz	Häusler Vinzent Schittko	431
Koslow	Bauer Viktor Horsch	1 048
Kottenlust	Häusler August Wandzik	507
Kottlischowitz	Halbbauer Anton Gralla	608
Laband	Amtsvorsteher Paul Honisch	6 965
Langendorf	Bauer Anton Gawlik	1549
Lastarzewia	Häusler Paul Polloczek	439
Latscha	Lehrer Viktor Kaluza	540
Leboschowitz	Gasthausbes. Emanuel Wzbieret	340
Lohnia	Gärtner Johann Wichoczek	599
Lona-Lany	Landwirt Jakob Madla	831
Loneczel städt.	Gärtner Josef Wypych I	76
Lubek	Stellenbes. Apellonius Kozymbik	223
Lubie	Freigärtner Peter Ciesla	918
Nieborowitz	Borischlosser Johann Zendryczko	720
Nieborowitzer- hammer	Gasthausbesitzer Paul Pietruschka	207
Niederdorf	Gasthausbesitzer Anton Fiur	601

Ort	Name des Gemeindevorstehers	Einwohner- zahl
Niekarm	Gärtner Johann Winicki	208
Niewiesche	Landwirt Raimund Mazur	304
Ostroppa	Fabrikarbeiter Johann Kzeptla	3 476
Otmuchow	Bauer Franz Gollor	55
Pawlowiz	Bauer Josef Bytomski	186
Pilchowiz	Gem.-Vorst. Richard Kuczmera	1 598
Pijarzewiz	Landwirt Josef Kusch	477
Plawniowiz	Landwirt Johann Stypa I	1 168
Pniow	Landwirt Anton Kwasniof	730
Pohlom	Landwirt Edmund Gollor	513
Ponischowiz	Hausbesitzer Melchior Schensny	754
Potempa	Kaufmann Paul Lachmann	751
Prejshlebie	Dok. Heizer Rafael Kowolik	1 045
Probojchowiz	Bauer Leopold Malek	384
Quarghammer	Stellenbes. Johann Pietrowski	331
Rachowiz	Gärtner Josef Przhbilla Gem.-St	762
Radun	Häusler Anton Burda	524
Rekiz	Gasthausbesitzer Wilhelm Theiner	680
Rudnau	Waldarbeiter Johann Nowara	656
Rudziniz	Landwirt Paul Klata	1 752
Sacharzewiz	Landwirt Josef Pasternak	255
Sarnau	Häusler Alfons Wycisf	478
Schafanau	Oberhäuer a. D. Franz Galonska	993
Schalicha	Landwirt Emanuel Kngia	489
Scharfow	Gärtner Gregor Schifora	190
Schchowiz	Borarbeiter August Kaluza	1 092
Schieroth	Landwirt Max Schenkowski	717
Schönwald	Amtsvorsteher Josef Kotitschke	4 684
Schwieben	Bauer Theodor Kielbassa	1 228
Schwiento- schowiz	Stellenbesitzer Leopold Bednorz	355
Schwinowiz	Gemeinde-Stellvertreter	
Schwiniowiz	Landwirt Stefan Misch	481
Sersno	Landwirt Franz Zurke	804
Skaal	Landwirt Josef Cichon	54
Slupsko	Gärtner Peter Kulik	499
Smolniz	Häuer Johann Foit	865
Tatischau	Schaffner Ludwig Stypa	563
Tworog	Amtsvorsteher Hans Galuschinski	1 912
Wischniz	Bauer Theodor Panherz	389
Woiska	Gärtner Franz Schifora	320
Wybow	Bauer Isidor Olchowka	401
Xiondglas	Landwirt Franz Kraffezyl	552
Zawada	Bauer Nikolaus Blach	377
Ziemienkiz	Stellenbesitzer Wilhelm Kowolik	1 080

Der Sicherheitsdienst im Kreise.

Kreisleiter: Landjägeroberleutnant Seeliger, Gleiwitz,
Koselerstr. 25, Telefon Nr. 2887.

Landjäger-Abteilung Glewitz.

Landjägeroberleutnant Seeliger, Glewitz.

Lfd. Nr.	Dienststelle und Inhaber	Engerer Dienstbezirk	Erweiterter Dienstbezirk	Fernsprechanschluß Amt Nr.
1	Kieferstädtel Landjägeramt Landjägermeister Rothe	Kieferstädtel Kieferstädtel-Land Althammer Quarghammer Neudorf Chorinskowitz Lona-Lany Pohlsdorf Rachowitz Smolnit Gr. Schierakowitz Kl. Schierakowitz	Zedlitz Barglowka	Kieferstädtel 21
2	Althammer Landjägerposten Oberlandjäger Dckel	denselben Bezirk wie oben		Kieferstädtel 8 (Amtsvorstand Althammer)
3	Smolnit Landjägerposten Oberlandjäger Wanzke	Smolnit Lona-Lany Leboschowitz Katzormühle	Dt. Zernitz Ostroppa Kieferstädtel Althammer	Kieferstädtel 14
4	Pilchowitz Landjägerposten I Oberlandjäger Burmeister	Pilchowitz Birawamühle Niedersdorf Jakobsdorf Nieborowitz Mischagora Ungerschütz Nieborowitzer- hammer Forsthaus Weidmannsrub Wielepole- Pilchowitz Leboschowitz Kuziormühle	Dt. Zernitz Krug- schönwald	Pilchowitz 14

Lfd. Nr.	Dienststelle und Inhaber	Engerer Dienstbezirk	Erweiterter Dienstbezirk	Fernsprechanschluß Amt Nr.
5	Pilchowitz Landjägerposten II Oberlandjäger Lehscha	denselben Bezirk wie Landjägerposten I		Pilchowitz 14
6	Laband Landjägeramt Landjägermeister Wolf	Laband Herminenhütte Ellg. von Groeling Waldenau Rehitz Niepashütz Scherwionka Schedowitz	Sersno	Laband 56
7	Brzezinka Landjägerposten Oberlandjäger Bohl	Brzezinka Kupferhammer Alt-Glewitz Koslow Fortuna	Ellg. von Groeling Kluschau Rehitz	Laband 43
8	Kamienitz Landjägeramt Landjägermeister Romer	Kamienitz Bonowitz Karchowitz Peschlebie Schwientoschowitz Lubek Ziemenzitz Kiondslas Zawada Weigelsdorf	Schalscha Schakanau	Broslawitz 14
9	Kamienitz Landjägerposten Oberlandjäger Bulla	denselben Bezirk wie oben		Broslawitz 14
10	Tworog Landjägeramt Landjägermeister Bernhard	Tworog Grenzühle Zielonamühle Kottenlust Wessola Neudorf Potempa Neuzulkau Zientekmühle Schwienowitz Alt-Zulkau	Brynnek Hanusseck	Tworog 39

Lfd. Nr.	Dienststelle und Inhaber	Engerer Dienstbezirk	Erweiterter Dienstbezirk	Fernsprechanschluß Amt	Nr.
11	Tworog Landjägerposten Oberlandjäger Ossadzin	denselben Bezirk wie oben		Tworog	47
12	Brynnek Landjägerposten I Oberlandjäger Späthe	Brynnek Grenzbahnhof Brynnek Ziegelei Pustki Hanussek Birkhof	Kottenlust Pohlom Potempa Tworog Schwienowiz Neudorf Alt-Blewitz	Tworog	25
13	Brynnek Landjägerposten II	denselben Bezirk wie oben		Tworog	25
14	Pohlom Landjägerposten Oberlandjäger Hande	Pohlom Jasten Kopanina Woiska Col. Woiska		Tworog	31

Landjäger-Abteilung Tost.

Oberlandjägermeister U l i ž k e, Tost, Peiskretschamer Chaussee
Telefon Tost, Nr. 66.

1	Gr. Kottulin Landjägeramt Landjägermeister Karnath	Gr. Kottulin Skarnia Skaal Ellg. Tost Laurahof Niekarm Al. Kottulin Probošchowiz		Blottnitz	3
2	Gr. Kottulin Landjägerposten Oberlandjäger Gottschalk	denselben Bezirk wie oben		Blottnitz	3
3	Tost Landjägerposten I Oberlandjäger Zack	Tost mit Bahnhof Boguschütz Salesche Ciochowiz Kottlischowiz Loneczek städt. Pawlowiz		Tost	44

Zfd. Nr.	Dienststelle und Inhaber	Engerer Dienstbezirk	Erweiterter Dienstbezirk	Fernsprechanschluß Amt Nr.
3	Tost Landjägerposten I Oberlandjäger Zack	Pissarzowiz Kl. Pluschniz Ferdinandshof Sarnau Klein-Wilkowiz		Tost 44
4	Tost Landjägerposten II Oberlandjäger Schnabel	denselben Bezirk wie oben		Tost 44
5	Langendorf Landjägeramt Landjägermeister Tendrosch	Langendorf Hermannsdorf Alfen Blaschowiz Kol. Blaschowiz Biegowiz Scharkow Kielefschka Kol. Radun Schieroth Ottmudow		Langendorf 21
6	Langendorf Landjägerposten Oberlandjäger Pietrczynk	denselben Bezirk wie oben		Langendorf 38
7	Schwieben Landjägerposten Oberlandjäger Enfikat	Schwieben Naplatken Försterei Dombrowka Forsthaus Dianenberg Forsthaus Hubertus Radun Wischniz Charlottenhof		Langendorf 19
8	Schieroth Landjägerposten Oberlandjäger Kuzera	Schieroth Lonczynk Försterei Koppenfeld Sacharzowiz		Langendorf 6

Lfd. Nr.	Dienststelle und Inhaber	Engerer Dienstbezirk	Erweiterter Dienstbezirk	Fernsprechanschluß	
				Amt	Nr.
9	Bitschin Landjägeramt Landjägermeister Bogel	Bitschin Nieder Sersno Amandmühle Niewiesche Ponischowitz Fasanerie Slupsko Jagiela Ziegelei Tatischau Bahnhof Tatischau		Bitschin	15
10	Bitschin Landjägerposten Landjäger Freund	denselben Bezirk wie oben		Bitschin	15
11	Gr. Patschin Landjägerposten Oberlandjäger Widera	Groß Patschin Wrzosh Klein Patschin Pniow Groß Zaolschan Mikoschovina Sacharowitz		Bitschin	10
12	Lubie Landjägerposten I Oberlandjäger Sobczynk	Elsterberg-Lubie Nieder-Lubie Jaschkowitz Dombrowa Koppinitz		Peiskretscham	98
13	Lubie Landjägerposten II	denselben Bezirk wie oben		Peiskretscham	98
14	Rudzinitz Landjägeramt Landjägermeister Boberski	Rudzinitz Pielahütte Laskarzewka Wiedrierow Plawniowitz	Chechlau Latscha Lohnia Rudnau Stodolkau	Rudzinitz	27
15	Rudzinitz Landjägerposten Oberlandjäger Tiesler	denselben Bezirk wie oben		Rudzinitz	34

Lfd. Nr.	Dienststelle und Inhaber	Engerer Dienstbezirk	Erweiterter Dienstbezirk	Fernsprechanschluß Amt	Nr.
16	Chechlaw Landjägerposten Oberlandjäger Skora	Chechlaw Lohnia Wydow Buschek Stodolkau Ponischowitz		Rudzinitz	26
17	Boitschow LandjägerpostenI Oberlandjäger Elsner	Boitschow Dombrowa Latscha Rudnau Klischau	Rachowitz Bahnhof Latischau	Rudzinitz	25
18	Boitschow LandjägerpostenII Oberlandjäger Sonntag	denselben Bezirk wie oben		Rudzinitz	25

Kirchliche Verwaltung.

Katholische Archipresbyterate:

Gleiwitz, Peiskretscham, Tost, Ujest, Guttentag.

Zum Archipresbyterat Gleiwitz (Erzpriester Geißl. Nat. Flascha-Schönwald) gehören die Kirchengemeinden: Brzezinka, Dt.-Zernitz, Kieferstädtel, Laband, Ostropa, Pilchowitz, Rachowitz, Schönwald.

Namen der Ortsgeistlichen:

Pfarrer Winkler in Brzezinka, Pfarrer Staminoga in Dt.-Zernitz, Pfarrer Gieslik in Kieferstädtel, Pfarrer Zendryšik in Laband, Pfarrer Bieleth in Ostropa, Pfarrer Kubis in Pilchowitz, Pfarrer Maleika in Rachowitz, Erzpriester Flascha in Schönwald.

Zum Archipresbyterat Peiskretscham (Erzpriester Schittko, Groß-Patschin) gehören die Kirchengemeinden: Gr.-Patschin, Kamientez, Koppinitz, Peiskretscham, Ziemienitz.

Namen der Ortsgeistlichen:

Erzpriester Schittko in Gr.-Patschin, Pfarrer Kalus in Kamientez, Pfarrer Verch in Koppinitz, Pfarrer Boganiuch in Peiskretscham, Pfarrer Scholz in Ziemienitz.

Zum Archipresbyterat Tost (Erzpriester Wittner, Gr.-Pluschnitz) gehören die Kirchengemeinden: Gr.-Kottulin, Langendorf, Schieroth, Schwieben, Tost, Wischnitz.

Namen der Ortsgeistlichen:

Pfarrer Pigulla in Groß-Kuttulin, Pfarrer Kurvezik in Langendorf, Pfarrer Ziegler in Schieroth, Kuratus Brzenska in Schwieben, Pfarrer Zachlod in Tost, Pfarrer Ballon in Wischnitz.

Zum Archipresbyterat Ujest (Erzpriester Michalek-Rudnau) gehören die Kirchengemeinden: Chechlaw, Ponischowitz, Rudnau, Plawniowitz.

Namen der Ortsgeistlichen :

Pfarrer Profsch in Chechlaw, Pfarrer Barton in Ponischowitz,
Erzpriester Michalek in Rudnau, Schloßkapl. Kuratus Mika-Plawniowik,

Zum Archipresbyterat Guttentag (Erzpriester Herold in Zembowik)
gehören die Kirchengemeinden: Kottenlust, Dworog, Brynnet.

Namen der Ortsgeistlichen :

Pfarrer Kathai in Kottenlust, Pfarrer Jaschil in Dworog, Schloß-
kaplan Spohr in Brynnet.

Evangelische Kirchen in Laband Peiskretscham und Tost,
gehörig zur Kreisynode Gleiwitz-Beuthen. Für Peiskretscham und
Tost Pastor Weber. Laband wird von Gleiwitz betreut.

Synagogen in Langendorf, Peiskretscham, Tost.

Zusammenstellung der Ergebnisse der Schulzählung vom 1. Mai
1930. Zahl der Schulen 86, Zahl der Schulorte 79, Zahl der Lehr-
kräfte 270, davon 227 Lehrer und 43 Lehrerinnen. Zahl der Schul-
kinder 13 231. Die Statistik der katholischen Schulen erschien im
Heimatkalender 1929. Von den evangelischen Schulen sind nachzu-
tragen: Peiskretscham eine evangelische einklassige Schule, Schulleiter
Lehrer Münch; Tost eine evangelische einklassige Schule, Schulleiter
Lehrer Kohlmann.

Sommer.

Mittag. Stille. Der Himmel im reinsten Blau.

Die Landschaft atmet wie eine schlafende Frau,

Auf deren Wangen

Die Farben des reifen Kornes und des Wornes prangen.

Nur leise geht der Atem, der Sommerwind.

Wie der schwere Duft die Sinne umfängt . . .

Falter und summende Bienen im satten Gesild.

Wie das Leben pulst und nach außen drängt . . .

Berausches Bild.

Aber hörst Du am Rain, wie die Sense singt?

Das ist das Wort, nach dem alles drängt und ringt:

Leben . . .

Stille Minuten.

Der Dengelhammer schrillt.

Und wieder fällt Schwaden auf Schwaden,

Und der Saft aus den Halmen verquillt.

65J.

Kennst Du die Landwirtschaft Deines Kreises?

Von

K. Rick, Direktor der Landwirtschaftsschule
und Wirtschaftsberatungsstelle Tost.

Es ist nicht richtig, sich nur um die engste Heimat, den eigenen Wohnort, zu kümmern und nur ab und zu aus dringendem Anlaß in die nächste Stadt zu fahren, ohne sich auch einmal im Kreise, der Provinz, dem ganzen Vaterland und womöglich der übrigen Welt etwas umzusehen. Besonders der Kreis sollte als nächste Umgebung jedem seiner Bewohner gründlich bekannt sein. Vielfach werden verwandtschaftliche oder berufliche Beziehungen Anregung zur Umschau geben. Wo das nicht der Fall ist, sollten trotzdem der Wandertrieb und die Wißbegierde uns zur Umschau veranlassen. Wenn die Landwirtschaft unseres Kreises auch nicht durch hohe Roh- und Weinerträge die anderen Kreise unserer Provinz übertrifft, wie die nachstehende auch heute noch in der Rangordnung zutreffende Zusammenstellung der Grundsteuerreinerträge von 10 oberschlesischen Kreisen (Tabelle 1)

1. Tabelle. Grundsteuerreinertrag in Mark je ha in 10 oberschlesischen Kreisen.

Kreis	Acker	Wiese
Tost-Gleiwitz	9,40	10,60
Groß Strehlitz	9,80	12,50
Oppeln	10,20	14,60
Kreuzburg	14,40	21,90
Katibor	21,90	30,90
Tosel	22,30	27,80
Neustadt	22,70	28,60
Grottkau	24,50	27,80
Neiße	24,70	24,70
Leobschütz	32,10	34,47

zeigt, so ist sie doch von größter Bedeutung für unsere Kreise. Tabelle 2). Etwa 60 Prozent der Kreisfläche werden landwirtschaftlich genutzt und man erkennt es schließlich aus der daraus folgenden Ueber-

2. Tabelle. Kulturartenverhältnis des Kreises 1926. Gesamtfläche 84686 ha

Uckerland	51,98 %
Wiesen und Weiden	8,43 %
Forsten und Holzungen	33,82 %
Sonstiges	5,77 %

legung und der Beobachtung, daß ständig großen Mengen Lebensmittel, insbesondere Getreide, Kartoffeln, Vieh und Milch auf dem Lande erzeugt und zum Unterhalt der Land- und Stadtbevölkerung zur Verfügung gestellt werden.

Bei genauerer Betrachtung der Zahl der Betriebe (Tabelle 3) und der prozentualen Verteilung der Betriebsgrößen der landwirtschaftlich

genutzten Fläche nach, (Tabelle 3) fällt auf, daß der großbäuerliche Besitz (20—100 ha) fast ganz fehlt. Das ist insofern zu bedauern, als gerade die Landwirte dieser Betriebsgrößenklasse wohl am stärksten an der eigenen Scholle hängen und in vielen Gegenden unseres Vaterlandes auf dem Gebiet des genossenschaftlichen Zusammenschlusses vorbildlich sind.

3. Tabelle. Grundbesitzverteilung im Kreise Loß-Gleiwitz vor Durchführung der Neu- und Anliegersiedlung nach dem Reichsiedlungsgesetz und den Eingemeindungen nach Gleiwitz.

	ha	% der ldw. Nutzfl.	Zahl der Betriebe
Kleinbesitz	bis 5	20	6157
Mittelbesitz	5—20	32,6	1700
Großbäuerl. Besitz	20—100	1,4	68
Großbesitz	über 100	46	56

Im Jahre 1930 beträgt der Anteil Großbesitz noch etwa 39 % der landw. Nutzfläche.

Das Land der einzelnen Bauern liegt zum Teil sehr zersplittert, besonders aber gibt es viele lange, schmale Feldstücke, da bis zur Gegenwart die Wirtschaften sehr viel geteilt werden und wenig Neigung besteht, außerhalb der Dorflage Höfe anzulegen. Die schmalen Stücke haben in der Mitte oft noch breite Wege, die zugleich als Hutung benutzt werden. Schneiden die Wege in das Gelände ein, so sind sie und das angrenzende Gebiet durch Regengüsse meist in einen schlechten Zustand versetzt. Nach Aussage des Kulturamtsvorstehers bedürfen 90 % der bäuerlichen Fläche einer Um- und Zusammenlegung, jedoch sind die Landwirte hierzu fast gar nicht geneigt, teils aus Sorge, sie könnten bei der Bodenverteilung benachteiligt werden, teils weil dann kostspielige neue Siedlungen außerhalb der Dorflage oft nicht zu vermeiden wären.

Das Klima unseres Kreises ist im Verhältnis zur Oberriederung rau und feucht. Die jährliche Niederschlagsmenge beträgt in seinem Süden und Südwesten etwa 750 mm und sinkt nach Nordosten unter 700 mm. Im Winter ist die Schneedecke im allgemeinen sehr stark, das Frühjahr ist spät, die Schneedecke und die Märzwinde (auf schneefreiem Gelände) schädigen oft die Witterung. Unregelmäßig treten im Mai und Anfang Juni Trockenperioden ein und drücken insbesondere den Ertrag des Sommergetreides. Ende Juni bis August sind wieder regenreicher und verursachen im Klodnitztal und einigen anderen kleineren Tälern häufig Uberschwemmungen.

Das Gelände ist hügelig. Es gehört dem Chelm- und Tarnowitzer Höhenrücken an. Der Bezirk wird durch das Drama- und Klodnitztal in einen nördlichen und einen südlichen Teil zerlegt. Der Prozentanteil der Bodengüteklassen am Ackerland des Kreises Loß-Gleiwitz ist aus Tabelle 4 zu ersehen. Kreis Beuthen-Tarnowitz und die kreisfreien Städte Beuthen, Gleiwitz, Hindenburg haben im Durchschnitt wesentlich besseren Boden.

Der Verkehrsverhältnisse sind teilweise noch ungünstig. Der Kreis Loß-Gleiwitz und die Provinz wenden jedoch seit einigen Jahren erhebliche Mittel auf, um Besserung zu schaffen. Leider werden durch die benachbarte Industrie die Kunststraßen dauernd sehr stark mit-

genommen. Die vorhandenen Bahnlinsen schließen den Bezirk noch nicht ausreichend auf. Seit 1928 schließt die Bahn Brynnek—Mikulstschütz als Ersatz für die abgetretene Bahn Twarog—Tarnowik—Beuthen die nordöstliche Seite des Kreises Tost-Gleiwiz und den Kreis Beuthen—Tarnowik wirtschaftlich an Beuthen an, während für diese Gebiete vor der Teilung Oberschlesiens das nahe Tarnowik Absatzmarkt war.

4. Tabelle. % Anteil der Bodenklassen am Ackerland des Kreises.

Klasse I . . . - %	Klasse V . . 30,4 %
„ II . . . 1 %	„ VI . . 33,5 %
„ III . . . 3,4 %	„ VII . . 12,6 %
„ IV . . . 15,5 %	„ VIII . . 3,6 %

Klasse I sehr guter, VIII sehr schlechter Boden.

Sehr erwünscht wären besonders für die Landwirtschaft unseres Kreises folgende Bahnverbindungen: Twarog—Tost bis Kudzinik oder über Ratischau bis Kieferstädtel und eine Bahn Gleiwiz—Kieferstädtel—Katibor. Diese Bahnen würden zahlreiche Gemeinden dem Personen- und Güterverkehr erschließen.

Landwirtschaftlich kann man den Kreis in fünf kleine Wirtschaftsbereiche, wie folgt, einteilen: *)

1. Eine „Kalkzone“ (etwa 10 Prozent der Kreisfläche) erstreckt sich von Radun im Norden des Kreises südöstlich bis Schieroth, südwestlich bis Sarnau. Außerdem tritt bei Kamieniez Kalk zutage. Die Krume ist Sand bis sandiger Lehm. Höhenlage 260—310 m.

2. Eine „Wiesenzone“ (etwa 15 Prozent der Kreisfläche) in die alle Ortschaften am Rande des Drama- und Klodniztales inbegriffen sind, erstreckt sich von Peiskretscham westlich rechts und links der Flußläufe. Das „Wiesenverhältnis“, das ist das Verhältnis von Wiese und Weide zu Acker, ist in den dortigen Landwirtschaftsbetrieben meist günstig. Höhenlage 186—210 m. Das zugehörige höher gelegene Ackerland ist teils Sand, teils Lehm mit Uebergängen.

3. Als „Sandzone“ seien zusammengefaßt einige Gebiete mit mehr oder weniger unfruchtbarem Sand (v. 30 Prozent der Kreisfläche). Ein solches Sandgebiet liegt um Twarog im Nordosten des Kreises, ein zweites um Dombrowka im Nordwesten des Kreises, ein drittes bei Alt-Hammer und Lebochowiz im Südwesten des Kreises. Höhenlage 210—250 m.

4. und 5. Alles Uebrige (etwa 55 Prozent der Kreisfläche), vorwiegend lehmiger Sand bis sandiger Lehm, ist als „Mittelbodenzone“ anzusprechen. Doch müssen von diesen 55 Prozent 20 Prozent als „Industriezone“ um Gleiwiz herum, wegen der durch die Großstadtnähe bedingten Wenderung der Betriebsführung abgerechnet werden.

Der reichlich vorhandene Wald steht vorwiegend auf dem leichten Boden der Zone 3.

Für alle Zonen gilt, daß fast gar keine Zuckerrüben gebaut werden. Die Hauptfrucht ist für Groß- und Kleinbesitz unter dem Getreide der Roggen, unter den Hackfrüchten die Kartoffel. (Siehe Tab. 5). Das Wiesenverhältnis für den ganzen Kreis ist etwa 1 zu 6. Erwähnt sei, daß der Kleinbesitz fast gar keine Weiden angelegt hat im Gegensatz zum Großgrundbesitz. Man begnügt sich meist mit der Hutung auf Wegen und Feldrainen oder füttert im Stalle. Eine geregelte Frucht-

folge auf dem Ackerland fehlt meistens. Der Stand der Viehhaltung ist ziemlich gering. Besonders läßt die Qualität der Tiere zu wünschen übrig. Der Kleinbesitz hat, abgesehen von Teilen der Industriezone, die an das Stadtgebiet grenzen, so gut wie keinen Frischmilch-Verkauf. Auch sonst erzeugt er Milch fast nur für den eigenen Bedarf. Ein Teil des Großbesitzes liefert Frischmilch nach dem Industriegebiet. Es werden viel Absatzferkel zur Mast nach dem Industriegebiet und dessen Vorgelände verkauft. Die hauptsächlich vertretenen Rassen sind beim Rindvieh das schwarzbunte Niederungs- und das bayrische Rind, bei den Pferden der „Oldenburger“, bei den Schweinen das veredelte Landschwein und das Deutsche Edelschwein, bei den Ziegen wird nur noch die weiße hornlose Deutsche Edelziege angeführt. Durch die neue Grenzziehung und die allgemeine Wirtschaftskrise haben viele Familienmitglieder von Betriebsinhabern

5. Tabelle. Unbauverhältnis auf dem Ackerlande. Gesamtfäche 44019 ha

Roggen	28,30	%
Weizen	3,98	%
Gerste	5,96	%
Hafer	20,52	%
Kartoffeln	22,38	%
Sonstige Hackfrüchte	3,15	%
Futterpflanzen und Sonstiges	15,66	%

ihre Beschäftigung in der Industrie verloren und belasten zum Teil die landwirtschaftlichen Betriebe mehr als die Wirtschaften tragen können. Im Dramatal und an zahlreichen kleinen Wasserläufen waren vor dem Kriege kleine Mühlen als Nebenbetrieb in Händen von Landwirten. Sie stehen heute still oder bringen zu wenig ein, da inzwischen an verschiedenen Stellen des Kreises Dampf-mühlen geschaffen wurden und im östlichen Teil des Kreises auch der Verlust der Zufuhr aus dem abgetretenen Gebiet hinzukam. Das Absatzgebiet der landwirtschaftlichen Betriebe ist durch die Teilung großen Teils genommen worden, da nur ein Fünftel der Industrie bei Deutschland verblieb. Vom Krieg, den nachfolgenden polnischen Aufständen und der Teilung Oberschlesiens konnte sich die heimische Viehzucht, Feldwirtschaft und Grünlandwirtschaft noch weniger als manche übrigen Teile von Oberschlesien erholen. Es sei auch hier auf den Rückgang des Vohnfuhrwesens und die dadurch notwendige Umstellung vieler Landwirtschaftsbetriebe hingewiesen.

Die Anwendung der Handelsdünger ist nicht stark zu nennen, aus den vorerwähnten Gründen, die noch durch Notstände des Kreises (1925—1927 Ueberschwemmungen, 1929 Dürre und dazu Verhagelung von 64 Gemeinden, 1929 Verhagelung von 17 Gemeinden und 1930 wiederum starke Dürreschäden) erheblich verschlimmert wurde. Vielfach konnte der Kunstdünger auch nicht zur vollen Wirkung kommen, da die Felder und Wiesen zum Teil zu naß oder zu sauer sind. Neu- oder Umlegung von Drainagen und Kalkung wären in solchen Fällen notwendig.

Infolge des Mangels von Betriebskapitals schritt die so notwendige Mechanisierung der Landwirtschaft in den letzten Jahren nicht schnell voran. Es wird noch sehr viel mit der Hand gesät, wo eine Drillmaschine am Platze wäre, auch eine stärkere Anwendung von Kunstdüngerstreuern wäre sehr zweckmäßig. Auch die Zahl der Mäh-, Dresch- und Getreidereinigungsmaschinen sowie der Kartoffelpflanzloch-, ernte- und Sortiermaschinen ist noch außerordentlich gering oder es sind noch ganz primitive und veraltete Maschinen und Geräte vorhanden.

Ein großer Teil der Ortschaften hat noch keinen elektrischen Anschluß. Die Elektrifizierung macht aber neuerdings gute Fortschritte. Leider aber haben viele Betriebe nicht die Mittel, neben dem Lichtanschluß auch den Kraftanschluß zu bezahlen, geschweige denn die nötigen Maschinen zur Ausnützung des Kraftanschlusses anzuschaffen. Infolgedessen scheuen sich auch viele Gemeinden, ihren Kostenanteil des elektrischen Anschlusses auf sich zu nehmen.

Das Verständnis für die Verwendung guter Saat ist ziemlich verbreitet dank der Aufklärungsarbeit der Landwirtschaftskammer. Durch die Bemühungen des Kreises um die Versorgung der durch Unwetter und Dürre geschädigten Landwirte mit Saatgut kam gleichfalls viel gute Saat in die bäuerlichen Betriebe. Auch der Anbau krebsfester



Landwirtschaftsschule Tost.

Kartoffelforten hat in den letzten Jahren gute Fortschritte gemacht. Im Jahre 1930 wurden für einzelne krebsgefährdete Gemeinden erhebliche staatliche Beihilfen zur Beschaffung krebsfester Saat gewährt.

Zu den einzelnen Zonen sei Nachstehendes ausgeführt:

In der Kalkzone ist das Wiesenverhältnis sehr ungünstig, besonders im Kleinbesitz, der mitunter gar keine Wiesen hat. Dafür ist der Feldfutterbau in dieser Zone mehr als in den übrigen anzutreffen. Es wird vorwiegend Klee gras, aber auch Luzerne und hier und da Esparsette angebaut. Im Luzerneanbau war und ist der Großgrundbesitz vorbildlich. Immerhin dürfte der Feldfutterbau, insbesondere der Luzernebau noch weiter ausgedehnt werden. In einem Teil der Kalkzone, besonders in Langendorf und Blaschowitz werden vom Kleinbesitz in ziemlich ausgedehntem Maße Frühkartoffeln angebaut, die trotz großer Entfernung mit Gepann bis Beuthen gebracht werden, sofern sie nicht schon in Peiskretscham von den Händlern übernommen werden.

In der Wiesenzone ist die Viehhaltung auffallender Weise nicht viel besser als in den übrigen Zonen. Das ist darauf zu führen, daß die Wiesen meist zu naß sind, insolgedessen auch meist zu sauer. Ein großer Teil der Wiesen liegt sogar im Ueberschwemmungsgebiet der Klodnitz, sodaß erst recht keine stärkere Viehhaltung darauf aufgebaut werden kann. Die Nähe des Industriegebiets hat dazu geführt, daß das Heu der nassen Wiesen verhältnismäßig leicht zu annehmbaren Preisen nach dort verkauft wird, wo es als Pferdefutter Verwendung findet. Die Hauptproduktionsrichtung ist auch in dieser Zone der Getreidebau. Es ist zu hoffen, daß in Verbindung mit dem Bau des jetzt tatkräftig in Angriff genommenen Staubeckens bei Serzno die Wiesen dieser Zone reguliert werden und eine Umstellung der Betriebe auf stärkere Viehwirtschaft möglich wird.

In der Sandzone ist das Wiesenverhältnis sehr schwankend. Roggen, Hafer, Lupine, etwas Kartoffeln und, wo der Boden feucht genug ist, Seradella, sind dort die Hauptfrüchte. Die Schweine- und insbesondere die Rindviehhaltung ist hier noch weniger entwickelt als in den anderen Zonen. Dafür tritt in ziemlichem Umfang die Ziegenzucht hinzu. Sie hat infolge der staatlichen Körungen seit einigen Jahren gute Fortschritte gemacht. Zum Teil betreiben die Landwirte der meist besonders kleinen Betriebe Holzabfuhr aus den herrschaftlichen Wäldern. Der Stand der Düngung ist hier besonders niedrig, die Versäuerung der Felder und Wiesen ist auch hier sehr groß, da der Boden zu wenig Mineralbestandteile enthält. Die Umwendung der Grüdüngung hat seit dem Kriege etwas zugenommen, während die des Kunstdüngers aus Kapitalmangel seit der Vorkriegszeit kaum gestiegen sein dürfte. Bei Dworog und Umgebung kommt als erschwerend für eine erfolgreiche Wirtschaft der Verlust des natürlichen Marktes Tarnowitz hinzu. Man darf hoffen, daß dieser Nachteil durch den geschaffenen Bahnbau Brynnek—Mikulskütz wenigstens teilweise ausgeglichen wird.

Die Mittelbodenzone ist durch die allgemeinen Ausführungen bereits charakterisiert.

In der Industriezone überwiegt der Zwerghetrieb und damit steigt der Anteil an Gartenland gegenüber den anderen Zonen etwas. Der Kartoffelbau ist bedeutend, auch Kraut und Kohlrüben (Klacken) werden verhältnismäßig viel angebaut.

Die Viehhaltung beschränkt sich in den Zwerghetrieben auf Ziegen, Mastschweine und Geflügel. Die größeren Betriebe liefern der Arbeiterbevölkerung Frischmilch und halten viel Zuchtsauen zur Heranzucht von Läufern zur weiteren Mast für die Industriebevölkerung. Viele Betriebe sind auch auf „Vekturanz“ eingestellt (Lohnfuhrwesen). Schönwald, südlich von Gleiwitz, ist eine von wenigen Gemeinden des Bezirks, die stark den Verkauf von Viehprodukten, wie Butter, Weißkäse und Eier betrieben. Hier wird auch besonders viel Aalegas gebaut. Der Kartoffelbau tritt wegen der Schwere des Bodens dort zurück, da die Erträge in nassen Jahren nicht sicher sind.

Der Stand der Düngung ist bei den Wirtschaften mit ganzer Aekernahrung und darüber verhältnismäßig besser als in den anderen Zonen, sowohl hinsichtlich des Stalldüngers, wie der Handelsdünger. Vielsach wird Stallmist gegen Stroh eingetauscht mit Geschäftsleuten, die Pferde halten. Auch die Möglichkeit zu Baugeländepreisen kleinere Parzellen abzustößen und die höhere Beleihbarkeit der Wirtschaften im Industriegebiet infolge der Wertsteigerung des Bodens erleichtert den dortigen Landwirten die Beschaffung von Vertriebskapital, also auch von Dünger usw. In den Gemeindeabgaben sind die Landwirte

der Industriezone im Durchschnitt schlechter gestellt als die der übrigen Zonen. Der Rückgang des Lohnfuhrwesens macht sich in der Industriezone besonders fühlbar.

Die vorstehenden Zeilen mögen dazu dienen, das gegenseitige Verständnis für die Sorgen des Landwirtes und der Berufsstände unseres Kreises zu fördern. Sie sollen uns nicht mutlos machen, trotzdem nicht viel Gutes zu berichten war. Bei aufrichtiger Mitarbeit aller am Wiederaufbau unseres Staates und bei Pflege des Gemeinschaftsgeistes im Genossenschaftswesen dürfen wir hoffen, daß es gelingt, dem wirtschaftlich bedrängten Osten und der Landwirtschaft unseres Kreises aufzuhelfen.

Die Volksschullasten.

Von

Regierungsassessor Listemann-Gleiwitz.

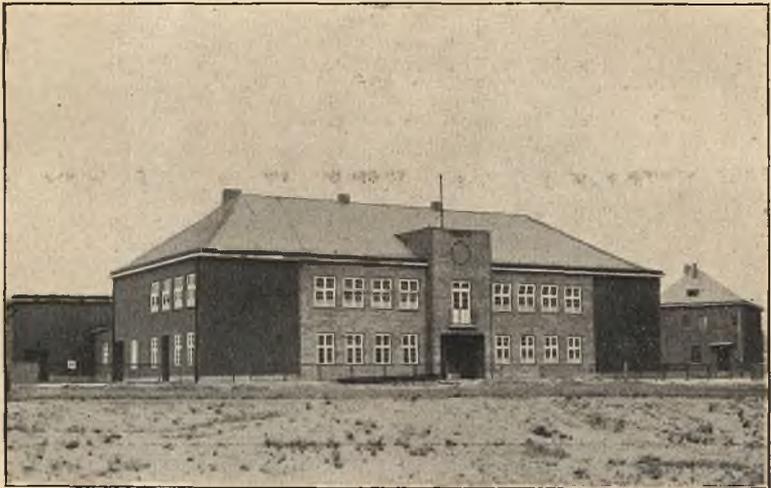
Die Frage der Volksschullasten ist in solchem Maße Gegenstand der Erörterungen gerade in den Landgemeinden geworden, daß es sich lohnt, in einem Kreisalender, der allen Kreisangehörigen zugänglich ist, darauf einmal näher einzugehen.

Die Volksschulen sind Veranstaltungen des Staates; dieser schon im Allgemeinen Landrecht ausgesprochene Grundsatz ist in gleicher Weise Richtschnur für das Volksschulwesen in Preußen, wie der im Volksschulunterhaltungsgesetz festgelegte Grundsatz: Träger der Volksschullasten sind die Gemeinden. Diese Lasten sind im Laufe der Jahre immer größer geworden und haben gerade in den letzten Jahren eine Höhe erreicht, die von Seiten der Gemeinden neben den ständig steigenden Wohlfahrtslasten als besonders drückend empfunden werden. Immer wieder wird vom Staat eine Senkung der Volksschullasten, ein Schullastenausgleich gefordert. Es ist aber eine selbstverständliche Pflicht, darauf hinzuweisen, daß keineswegs das Schwergewicht der Schullasten bei den Gemeinden liegt, sondern daß der Staat in ganz erheblichem Maße an der Aufbringung der Schullasten in Preußen beteiligt ist. Dieses Eintreten des Staates ist einerseits nach dem Schulunterhaltungsgesetz und dem Lehrerbefoldungsgesetz ein pflichtgemäßes, auf das die Gemeinden Anspruch haben, ist darüber hinaus aber ein freiwilliges. Die freiwillige Hilfe ist vom Staat in erheblichem Umfange ausgebaut worden in der Erkenntnis, daß die Gemeinden sonst einfach nicht imstande wären, die Lasten zu tragen.

Der Staat ist nach § 41 des Lehrerbefoldungsgesetzes gesetzlich verpflichtet, ein Viertel der Lehrergehälter und sonstigen persönlichen Lasten, wie Pensionen usw. zu tragen und an die Landesschulkasse abzuführen. Durch § 46 dieses Gesetzes ist festgelegt, daß der Staat an jeden Schulverband ein Beschulungsgeld für jedes Schulkind zahlt, das z. Bt. 3,70 Mark pro Kind und Monat beträgt. Das Preussische Ausführungsgesetz zum Finanzausgleichsgesetz (§ 8) sieht weiter vor, daß ein bestimmter Prozentsatz, jetzt $\frac{5}{40}$ des an sich den Gemeinden zustehenden Anteils an der Reichseinkommen- und Körperschaftsteuer an die Landesschulkasse abgeführt wird. Die Landesschulkasse ist eine Anstalt, zu der die Schulverbände zum Ausgleich der persönlichen Schullasten zusammengefaßt sind, die ihre Mittel vom Staat und von den Schulverbänden erhält und durch die die Zahlung der gesamten Lehrergehälter und Pensionen erfolgt. Der Staat ist weiter nach § 17 des Schulunterhaltungsgesetzes verpflichtet, das sogenannte Baudrittel zu

tragen, d. h. ein Drittel der Kosten für Neubauten bei Schulverbänden bis zu 7 Lehrerstellen. Was durch die eben erwähnten, gesetzlich festgelegten Leistungen des Staates nicht gedeckt wird, ist von den Schulverbänden (Gemeinden) aufzubringen. Dies geschieht hinsichtlich der persönlichen Lasten (also der Lehretgehälter usw.) in der Form der Stellenbeiträge. Für jede Stelleneinheit (eine Lehrerin zählt 0,9, eine männliche Lehrkraft 1,0 Stelleneinheiten, während jede Mehrstelle 1,3 Einheiten zählt) ist seitens des Schulverbandes ein bestimmter Betrag (jetzt 3,50 RM. monatlich) an die Landeschulkasse abzuführen. Das geschieht im Kreise Ost-Gleiwitz auf dem Wege über die Kreis-schulkasse.

Zu den Stellenbeiträgen, die zur Deckung der persönlichen Lasten bestimmt sind, kommen die Beträge für die fächlichen Schullasten, (also z. B. für laufende und außerordentliche Reparaturen, Verwaltungskosten, Klassenreinigung usw.) Die Schulverbände haben für persönliche



Schule in Tworog.

und fächliche Schullasten insgesamt einen Betrag in ihre Stats einzusetzen und, soweit er nicht durch entsprechende Einnahmen gedeckt ist, bei Gesamtschulverbänden auf die Gliedergemeinden umzulegen, in Einzelschulverbänden in den Etat der Gemeinde einzusetzen. Aufgebracht werden die Schullasten also praktisch wie alle anderen Gemeindelasten nach den Vorschriften des Kommunalabgabengesetzes. Aber auch hierzu hilft der Staat den Gemeinden und zwar, wenn es sich um besondere, einmalig auftretende Lasten handelt, durch einmalige, sonst durch laufende Ergänzungszuschüsse. Letztere haben eine hervorragende Bedeutung erlangt, weil sie den Gemeinden regelmäßig zufließen und die auf dem Papier (in dem Etat) sehr hoch erscheinenden Schullasten ganz erheblich herabdrücken.

In Oberschlesien werden die laufenden Ergänzungszuschüsse nach einem einheitlichen System gewährt, das in gerechter Weise allen Gemeinden, die über ein gewisses Normalmaß hinaus mit Schullasten belastet sind, die staatliche Hilfe zuteil werden läßt. Die Festsetzung dieses Normalmaßes hängt naturgemäß von der für Oberschlesien zur Ver-

fügung stehenden Gesamtsumme ab. 3. Zt. wird die Belastung einer Gemeinde für normal angesehen, wenn 400 Prozent und weniger Zuschläge zur Grundvermögenssteuer zur Deckung des Fehlbetrags erforderlich sind. Sind mehr als 400 Prozent Zuschläge erforderlich, dann liegt eine Ueberlastung vor und diese Ueberlastung wird abgebürdet durch laufende Ergänzungszuschüsse, wenn die Ueberlastung durch Schullasten (und nicht z. B. durch Wegelasten, Polizeilasten) hervorgerufen wird. Die Ansicht aller maßgebenden Stellen Oberschlesiens geht dahin, daß den Belangen der Gemeinden hierdurch keineswegs ausreichend Rechnung getragen wird, daß eine Belastung von 400 Prozent schon über die Leistungsfähigkeit der Gemeinden hinausgeht. Praktisch wirken sich die laufenden Ergänzungszuschüsse so aus, daß die Gemeinden nicht die nach dem Schuletat erforderlichen und in ihre Etats eingesetzten Beträge aufbringen müssen, sondern Beträge, die um den laufenden Ergänzungszuschuß, der gleich abgezogen wird, niedriger sind. Da diese Ergänzungszuschüsse nicht in die Etats einzusetzen sind, entsprechen also oft die durch Beschluß der Gemeindevertretung festzusetzenden Zuschläge nicht den Zuschlägen, die tatsächlich eingezogen werden. Dies ist dann der Fall, wenn die Gemeinde einen Ergänzungszuschuß erhält. Im Rechnungsjahre 1929/30 erhielten die Gemeinden des Kreises auf diese Weise laufende Ergänzungszuschüsse in einem Gesamtbetrage von 246 574 Mark.

Folgende Zahlen sollen veranschaulichen, in welcher Weise der Staat und die Gemeinden an der Aufbringung der Schullasten im Kreise 1929/30 beteiligt waren:

Der Staat hat folgende Beträge aufgebracht:

1. Beschulungsgeld	665 669,00 RM.
2. ungefähr ein Viertel der Lehrergehälter	260 000,00 RM.
3. 2/40 des Gemeindeanteils an der Reichs- einkommen- und Körperschaftssteuer	14 535,84 RM.
4. Staatliches Baudrittel	105 033,00 RM.
5. einmalige Ergänzungszuschüsse	
a) zu Neubauten, Reparaturbauten	106 000,00 RM.
b) zu sonstigen Sonderausgaben der Ge- meinden	45 833,00 RM.
6. laufende Ergänzungszuschüsse	246 574,00 RM.
	<hr/>
	1 443 644,84 RM.

Demgegenüber hatten die Gemeinden
tatsächlich aufzubringen: 734 912,00 RM.

Aus diesen Zahlen geht hervor, daß der Staat rund zwei Drittel, die Gemeinden ein Drittel der Schullasten zu tragen haben.

Wenn man die Höhe der übrigen von den Gemeinden zu tragenden Lasten hinzurechnet, so ist trotz der außerordentlichen Beteiligung des Staates die Belastung der Gemeinden mit Schullasten eine zu hohe. Die Verhältnisse liegen allerdings im Rechnungsjahre 1930/31 günstiger, nachdem die Stellenbeiträge von 392 auf 350 Mark im Monat gesenkt sind. Infolge dieser Verringerung verringern sich die Schullasten im Kreise um über 200 000 Mark unter der Voraussetzung, daß auf der anderen Seite auch der gleiche Betrag an laufenden Ergänzungszuschüssen den Gemeinden zufließt, wie im vergangenen Rechnungsjahre, d. h. also, daß nunmehr auf der Grundlage 350 Prozent oder 300 Prozent abgebürdet wird. Anderenfalls würde nämlich die Senkung der Schullasten nur mehr oder weniger auf dem Papier stehen und sich lediglich in einer Verringerung der laufenden Ergänzungszuschüsse auswirken.

Abgesehen von der laufenden Unterhaltung der Volksschulen sind mit den oben eingesezten einmaligen Ergänzungszuschüssen und dem staatlichen Baudrittel im Rechnungsjahre 1929/30 5 Schulneubau- bzw. Umbauten mit einem Gesamtwert von 324,000 RM. geschaffen worden. Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Staat den Gemeinden hierbei nicht nur mit verlorenen Zuschüssen (Staatsdrittel und Bauhilfe) geholfen hat, sondern ihnen auch durch Gewährung von billigen Staatskrediten die Aufbringung der Restkosten erleichtert.

Der Staat hat für das Volksschulwesen im Kreise gerade in den letzten Jahren viel getan; erst kürzlich ist aus einem besonderen Fonds denjenigen Gemeinden, die aus früheren Jahren infolge damals zu

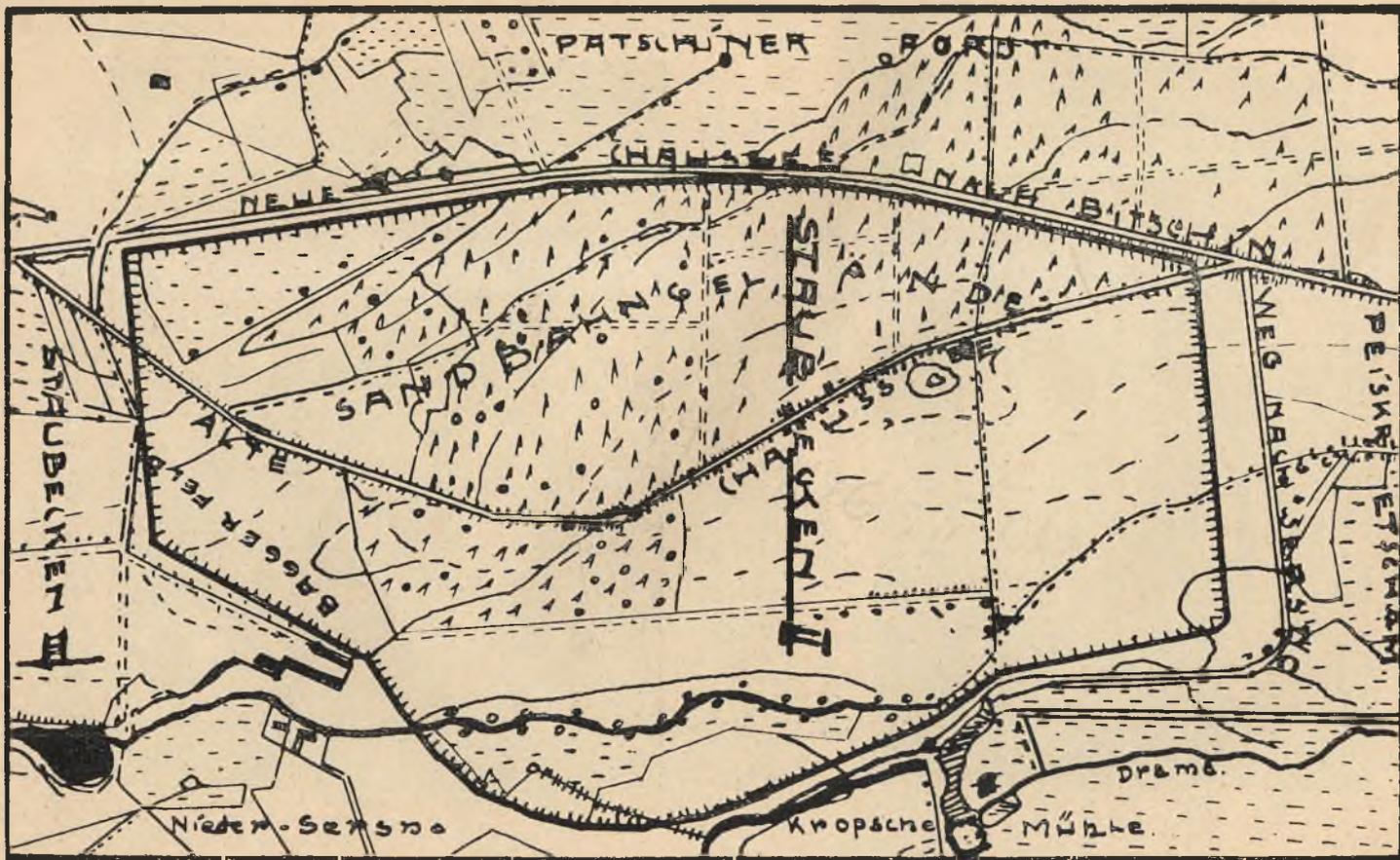


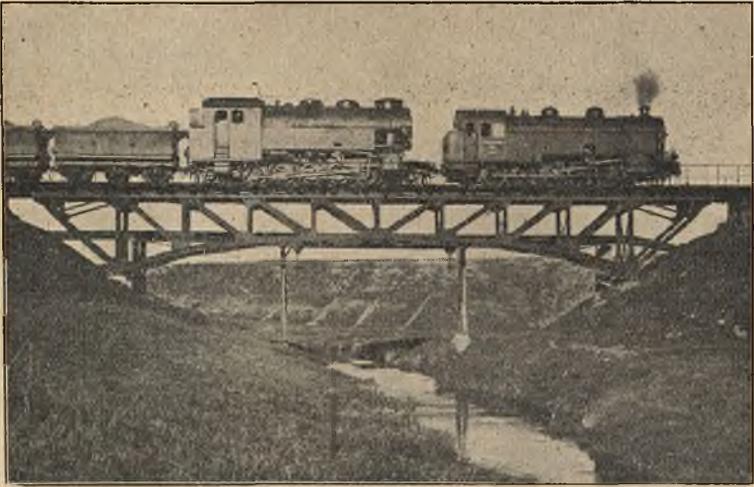
Kath. Volksschule in Potempa.

geringer Ergänzungszuschüsse große Rückstände an Schullasten hatten, ein größerer Betrag zugeflossen, der in der obigen Aufstellung nicht erscheint. Auf Staatskosten sind weiter unter ganz geringer finanzieller Beteiligung der Gemeinden für sämtliche Schulen im Kreise Rundfunkgeräte angeschafft worden.

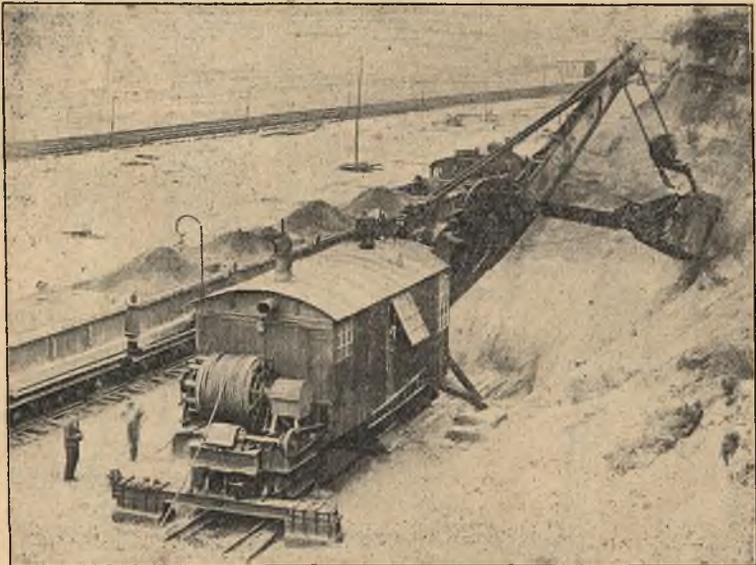
Der Staat wird auch in Zukunft den Volksschullasten sein ganz besonderes Augenmerk schenken und auf eine weitere Erleichterung auf diesem Gebiet hinwirken, damit das Interesse der Gemeinden für die wichtigste von ihnen zu verwaltende Aufgabe nicht unter der steten Klage über eine zu drückende Belastung erlahmt.

Staubecken Sersno.





Lastzug mit Vorspannlokomotive auf der Dramatrücke.



Elektrisch angetriebener 4 cbm Hochbagger in Arbeit.

Die Sandgewinnungsanlage und das zukünftige Staubecken bei Gersno.

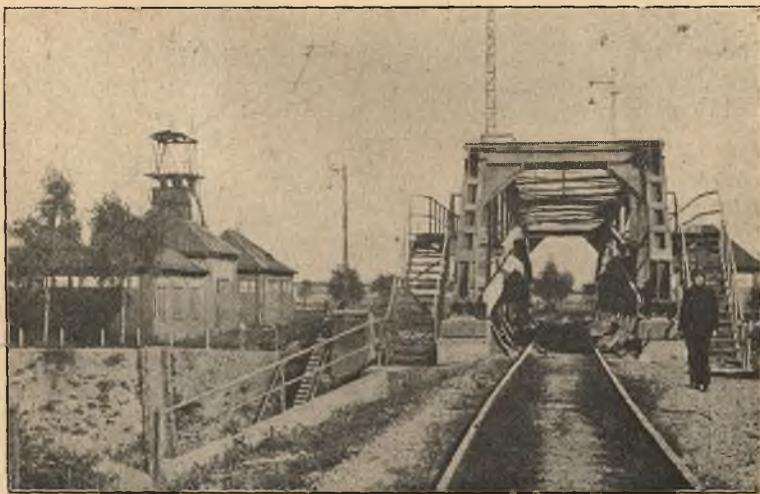
Von

Dipl.-Bergingenieur Erich Zimmermann, Peiskretscham.

1.) Geologisches.

Ausgedehnte Sandlager von großer Mächtigkeit finden sich nur am Rande des ober-schlesischen Industriebezirkes. Im Bereich der ältesten Steinkohlengruben des Hauptsattelzuges zwischen Hindenburg und Myslowitz geht das Steinkohlengebirge mit einer meist tonigen Verwitterungsschicht unter geringer Bedeckung durch jüngere Schichten zu Tage aus. Da auch die Verwitterungsschichten der Sandsteine des Steinkohlengebirges wegen ihrer lehmigen Beschaffenheit und geringen Mächtigkeit keine Sandlager abgeben, beschränken sich die Sandlager im Steinkohlengebiet nur auf die Täler. Aber auch diese Vorkommen sind von der Größe der Täler abhängig und, da größere Talgebiete im Hauptbergbaubezirk fehlen, nur von untergeordneter Bedeutung.

In den Hochflächen zwischen den Tälern herrscht dort, wo das Steinkohlengebirge zur Tagesoberfläche nicht durchstößt, das lehmige Produkt des Diluviums, der Geschiebelehm, vor. Er enthält wohl auch Sandpartien, aber nur als Einlagerungen von unregelmäßiger Ausdehnung und Mächtigkeit.



Entladebrücke.

Nur in Gebieten älterer Eisrandlager ist es zu Sandauffschüttungen gekommen, die gelegentlich größere Stärke erreichen. Im allgemeinen sind die diluvialen Schichten in den höher gelegenen Gebieten nur von geringer Mächtigkeit, denn sie leiden nur die Unebenheiten des tertiären oder älteren Untergrundes aus. Nur wo größere Täler den Zusammenhang der Landschaft unterbrechen, ist mit größeren Einwirkungen der Schmelzwasser der Diluvialzeit auf den Untergrund, mit Erosionen der anstehenden älteren Schichten und Aufschüttung von herangeschwemmten Sandmassen zu rechnen.

Das ausgiebigste Sandgebiet ist das Odertal. Namentlich auf der östlichen Talseite treten diluviale Terrassen in großer Breite auf und erreichen ihre Mächtigkeit stets in der Einmündung von Nebentälern. Nächst dem Odertal ist das Tal der Klodniz durch Sandterrassen ausgezeichnet und zwar sowohl in seinem Oberlauf vom Quellgebiet an als auch unterhalb Laband.

In seinem Oberlauf folgt das Klodniztal augenscheinlich einer alten tektonischen Linie, die den Zabrzer Flözberg im Süden begrenzt. Die Sande häufen sich hier namentlich auf der südlichen Talseite.

Nach dem Durchbruch durch das Triasgebiet von Laband erhält dann das Tal nach Westen umbiegend genau den Charakter der bekannten Urstromtäler des Norddeutschen Flachlandes. Die Umgebung und beckenartige Erweiterung des Tales unterhalb von Peiskretscham fällt mit der westlichen Grenze der anstehenden Triasschichten zusammen. Gleichzeitig erfolgt hier die Vereinigung der Nebentäler des Pniower Baches und der Drama mit der Klodnizniederung.

Augenscheinlich stauten sich hier die Schmelzwasser der Diluvialzeit zu einem großen Becken, in das die Flüsse ihre Deltabildungen anhäuften. Das Gebiet von Nieder-Sersno ist also durch seine Lage an den Abhängen des Pniower Baches, der Drama und der Klodniz einerseits und durch seine Ausdehnung in der Klodnizniederung selbst als äußerst günstiges Sandgebiet anzusprechen.

2.) Sandgewinnungsanlage bei Seršno.

In diesem Gebiete hat die Sandbahngesellschaft der Gräflich von Ballestrem'schen und A. Borfig'schen Steinkohlenwerke in Peiskretscham eine Sandgewinnungsanlage zur Versorgung der angeschlossenen Gruben mit Spülversatzmaterial eingerichtet.

Das Spülversatzverfahren wurde in Oberschlesien, nachdem schon jahrelange Versuche angestellt worden waren, planmäßig im Jahre 1901 eingeführt. Obereschlesien, das mit seinen mächtigen Flözen als typischen Abbau den Bruchbau durchgebildet hat, konnte bei der wachsenden Besiedelung des Industriebezirkes und den größeren Teufen diese Unbauweise nicht mehr wirtschaftlich durchführen. Während beim Bruchbau größere Feldesteile als Sicherheitspfeiler stehen bleiben mußten, konnten diese Kohlenmengen mit Spülversatz restlos gewonnen werden. Der Abbau dieser Sicherheitspfeiler verringerte gleichzeitig die Gefahr des Grubenbrandes und gab die Möglichkeit, bei ausbrechenden Bränden das Brandfeld schnell und sicher abzuriegeln. Der durch den Spülversatz ermöglichte dichtere Versatz verringert weiterhin die Stein- und Kohlenfallgefahr und bringt eine Steigerung der Leistung bei geringeren Holzkosten.

Die Gewinnung des Sandes erfolgt bei Seršno mittels großer Bagger. Da die Oberfläche des Sandfeldes meist uneben ist, muß zunächst durch Abbagerung der obersten Scheibe mittels Köffelbagger das Planum für den folgenden Tiefbagger geschaffen werden. Die Höhenlage der Baggersohle richtet sich nach dem Verhältnis der im Hochbagger- und Tiefbaggerstoß anstehenden Sandmengen und dem Leistungsverhältnis der Hoch- und Tiefbagger. Hierbei ist jedoch zu berücksichtigen, daß in den Wintermonaten nur eine Gewinnung mittels Hochbagger möglich ist, da die Tiefbagger die großen Froststücke nicht bewältigen können. Die Hochbagger weisen Leistungen von 80—350 cbm

in der Stunde auf, wobei besonders ein elektrisch betriebener Hochbagger mit 4 cbm Löffelinhalt zu erwähnen ist. Die Tiefbagger haben Stundenleistungen von 500 bzw. 1000 cbm. Der 1000 cbm-Bagger ist erst in diesem Herbst in Betrieb genommen worden und stellt in seiner Ausführung eines der modernsten Baggergeräte dar.

Die Bagger füllen den gewonnenen Sand in Wagen von 25 cbm Inhalt, die in Zügen bis zu 24 Wagen = 600 cbm Nutzinhalt zusammengestellt und mittels starker Lokomotiven auf einer eigenen 23 km langen Bahn, den Spülstellen der einzelnen Gruben zugeführt werden. Das Gesamtgewicht eines derartigen Zuges beträgt rd. 1600 Tonnen.

Die Wagen sind Selbstentladewagen besonderer Konstruktion, die von dem Zawadzkiwerk der O.S. Hüttenwerke A.-G. hergestellt werden. Der Wagenkasten bildet ein starres Ganzes und trägt

an beiden Stirnseiten Rollen. Die Entleerung des Wagens erfolgt durch Anheben des gesamten Wagenkastens mittels Laufschienen, die in den Entladebrücken eingebaut sind. Gleichzeitig mit der Hebung des Wagenkastens stellt sich der Wagenboden schräg, sodaß das Material ungehindert abrutschen kann. Die Entleerung erfolgt während der Fahrt des Zuges über die Entladebrücke in der kurzen Zeit von 5 Minuten.

Die stärkste der vorhandenen 10 Lokomotiven hat ein Dienstgewicht von 125 Tonnen und entwickelt eine Zylinderzugkraft von 27 000 kg. Erwähnenswert bei dieser Maschine ist noch, daß sie die zweit schwerste Treibstange von Europa aufweist.

Die Baggerleistungen betragen arbeitstäglich bis zu 11 000 cbm und jährlich 2 500 000 bis 3 Millionen cbm. Seit dem Jahre 1924 sind rund 20 Millionen cbm Sand gewonnen und befördert worden.

3.) Falsperre Sersno.

Die durch die Sandgewinnung geschaffenen Hohlräume ließen den Gedanken auftauchen, diese Flächen wasserwirtschaftlich zu nutzen. Insbesondere der Leiter des Wasserbauamts Gleiwitz, Regierungs- und Baurat Dr. Ing. Kahle, verfolgte diesen Plan mit zäher Energie. Die Verhandlungen zwischen der Reichswasserstraßenverwaltung und der Sandbahngesellschaft sind jetzt zum Abschluß gelangt und die Bewilligung von Mitteln durch das Reich sowie wesentlicher Zuschüsse der Sandbahngesellschaft lassen den Bau der Falsperre in greifbare Nähe rücken.

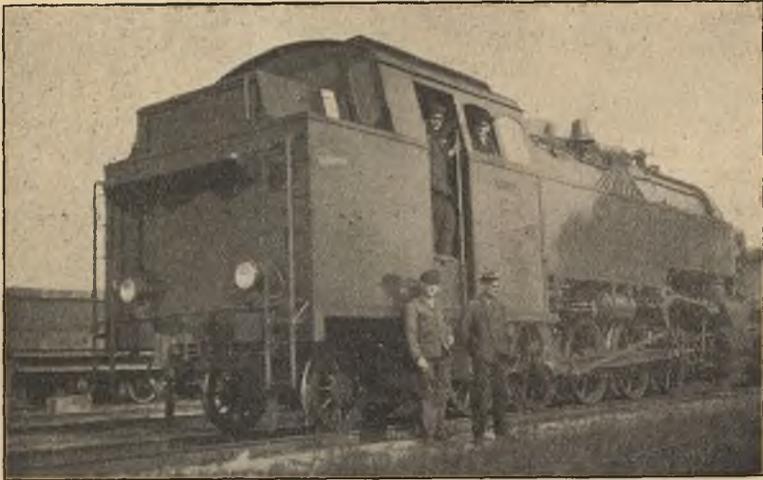


500 und 1000 cbm Tiefbagger in Arbeit.

Die Verlegung der Landstraße Peiskretscham—Bitschin zwischen Mikoschomina und Bitschin bildet die erste Etappe auf diesem Wege. Noch in diesem Jahre wird die Schüttung des sich südlich an die verlegte Landstraße anschließenden Norddammes begonnen werden, während im nächsten Jahre an die Klodnitzverlegung herangegangen werden soll.

Das Gesamtbecken mit einem Stauraum von 40 Millionen cbm wird sich zwischen der verlegten Landstraße und des Klodnitzkanal erstrecken und bedingt eine Verlegung der Klodnitz auf 6 km Länge.

Ein nördliches Teilbecken mit etwa 12 Millionen cbm Fassungsraum soll bis zum Jahre 1936 fertiggestellt werden, sofern nicht infolge schlechten Kohlenabfahes auch die Gewinnung von Spülverfahmaterial eingeschränkt werden muß. Einen Rückschlag in dieser Beziehung würde auf jeden Fall der Abschluß des polnischen Handelsvertrages bringen und damit Hunderten von Erwerblosen die nahe Aussicht auf Arbeit und Brot nehmen.



Zuglokomotive mit 125 Tonnen Dienstgewicht.

Dieses Teilbecken wird sich einerseits zwischen der verlegten Landstraße Peiskretscham—Bitschin und den Gutsgebäuden Nieder-Sersno, andererseits zwischen dem Wege zur Amandmühle und dem neuen Verbindungswege von der verlegten Chaussee nach Seršno erstrecken.

Eine genaue Abgrenzung des südlichen Teilbeckens ist noch nicht möglich, da hierfür die Vorarbeiten, insbesondere die Untersuchung des Untergrundes noch nicht abgeschlossen sind.

In diesem Becken soll das Wasser der Klodnitz und Drama gestaut und insbesondere die schädlichen Hochwasserswellen eingefangen werden.

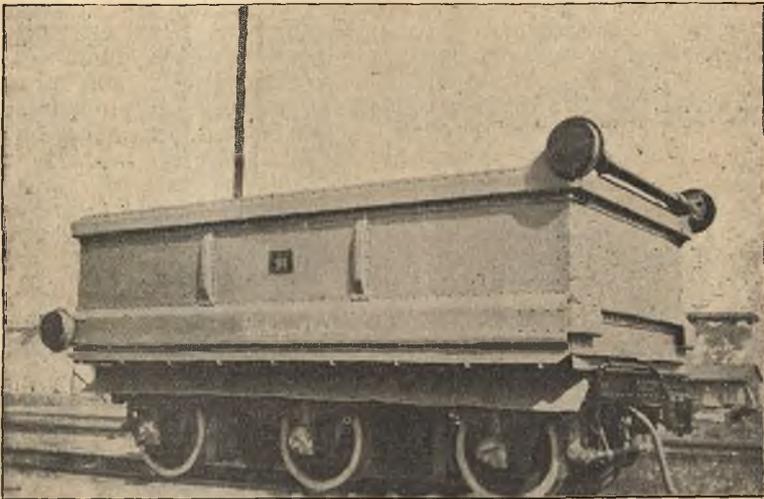
Das aufgespeicherte Wasser soll dann in den Zeiten der Wasserklemmen der Oder als Zuschußwasser zugeführt und eine Stilllegung der Oberschiffahrt in den Sommermonaten, wenn auch nicht vollständig ausschalten, so doch auf ein geringes Maß beschränken. Es wird hierbei nur an das Katastrophenjahr 1928 erinnert.

Das Einfangen der Hochwasserswellen bringt aber für die Unterlieger noch den Vorteil mit sich, daß die sich jährlich wiederholenden

Ueberschwemmungen von Gersno bis Plawniowiz vollständig ausgeschaltet werden. Dieser Hochwasserchutz ist von umso größerer Bedeutung als das Klodnizwasser bei Uebersflutungen Schlammrückstände auf Wiesen und Aedern zurücließ, die den Ertrag wesentlich herabminderten.

Das Klodnizwasser wird in Zukunft die Talsperre geklärt verlassen und dadurch die Klodniz wieder zu einem Fischgewässer machen, dessen Wasser auch wieder für viehwirtschaftliche Zwecke nutzbar ist.

Für die Ablagerung der Sinkstoffe wird in dem Becken genügend Raum vorhanden sein, da die Ausbaggerung mehrere Meter unter dem Spiegel des Abflaßbauwerkes umgeht.



Selbstentladewagen — 25 cbm Inhalt.

Das Einfangen der Hochwasserwellen in den Becken ermöglicht auch einen Ausbau der Klodniz oberhalb der Becken, sodaß die Hochwasserwellen ohne Schädigung der Anlieger bis zu den Becken durchstoßen können. Einen unschätzbaren Gewinn hat hierdurch insbesondere die Stadt Gleiwiz, da hierdurch das Gelände zwischen Gleiwiz und Sosniza hochwasserfrei und bebauungsreif wird.

Daß die zukünftige Wasserfläche von 5 qkm. Ausdehnung an ihren Ufern Erholungsstätten erstehen lassen wird, ist sicher anzunehmen. Freunde des Wassersports, die bisher erst auf der Oder ein Betätigungsfeld fanden, werden in Zukunft in nächster Nähe des Industriebezirkes ein ideales Gelände für ihre Zwecke finden.

Nicht zuletzt werden die umliegenden Gemeinden, insbesondere die schwerkämpfende Stadt Peiskretscham durch die Anlegung der Talsperre eine Belebung und Weiterentwicklung erfahren.

Der Storchbestand im Kreise.

Von

Academie-Professor Dr. Brinkmann.

Der Verband oberschlesischer Tierschutzvereine veranstaltete eine Storchrundfrage mit dem Ziele, den Bestand in Oberschlesien genau festzustellen und den Naturschützern Unterlagen des immer notwendiger werdenden Storchschutzes in die Hand zu geben.

Aus allen Gegenden Deutschlands wurde eine schnelle Abnahme des Storches berichtet. Im Kreise Ost-Gleiwitz waren 1907 noch 45 Nester vorhanden. J. J. 1921 ergaben sich nach der Storchaufnahme durch Bay-Breslau nur mehr 16 besetzte Horste. Mit großer Spannung durfte man dem Ergebnis der Zählung von 1929 entgegensehen. Von vornherein sei bemerkt, daß der Befund von 1929 angenehm überraschte, insofern sich der Bestand zwar verringert hat, aber doch einigermaßen auf der Höhe von 1921 verblieb. In einigen Kreisen ist allerdings eine starke Abnahme zu verzeichnen, in anderen Kreisen aber fand eine erfreuliche Vermehrung statt. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Erhaltung unserer Landschaftszierde wächst. Der Storch wählt seinen Wanderweg durch die mährische Pforte und in dem deutschen Eingangsland in Oberschlesien seine Standquartiere, wenn hier Horstgelegenheiten gegeben sind. Durchschnittlich traf der Storch Mitte April ein und verließ uns Ende Juli bis Anfang August.

Im Kreise Ost-Gleiwitz konnten insgesamt 20 besetzte Horste festgestellt werden, sodaß sich die Nestanzahl erhöht hat. Es kamen 18 Jungstörche hoch. Je ein Horst befand sich in Chechlaw mit 3, Sklarnia mit 2, Kottlischowitz mit 3, in Karchowitz mit 2, in Koppinik mit 3, in Kiefarm mit 3, in Slupsko mit 2 Jungen. In Pawlowitz und Bissarsowitz brachte das Storchpaar aus unbekanntem Gründen keine Jungen hoch. Als dort am 21. Mai ein zweites Nest in 200 Meter Abstand vom alten besetzten Neste angebracht wurde, kam ein zweites Storchpaar. Die beiden Paare befahdeten sich andauernd, sodaß es zu keiner Brut kam. In Klein-Bluschnitz ist ein Nest mit nur 1 Storch. Die Nester in Peiskretscham und Plawniowitz blieben nur von einem Einzelstorch besetzt. Unbesetzte Nester befanden sich in Karchowitz (zwei Stück), Lohnia, Gochowitz, Groß-Kottulin, Kadun, Wchdow und Nieborowik. In Dratsche wurde ein Nest angebracht und von einem Storchpaar aufgesucht. Da aber die Jungen nach dem Nest mit Steinen warfen, hat es der Besitzer wieder heruntergenommen. Sämtliche Nester standen auf Bäumen, vorzugsweise auf Pappeln. Als Horstbaum wurde aber auch genannt: Esche, Erle, Linde, Ahorn. Unbesetzte Nester waren auf einer Weide und einer Kiefer, zumeist aber auch auf Pappeln. In Lohnia, Slupsko, Pawlowitz und Plawniowitz waren 1928 keine Störche vorhanden. Es darf gefolgert werden, daß 1929 im allgemeinen ein günstiges Storchjahr war. Daß aber 18 Störche nur 18 Junge hochbrachten, gibt zu denken.

Was ergibt sich aus diesen Feststellungen für den Naturschützer? Vor allem ist zu beobachten, wie sich die Besetzung im kommenden Jahre verhält. Wir müssen die Horste einige Jahre hindurch kontrollieren und können dadurch nicht unwichtige Aufschlüsse über das Leben des Storches erlangen. Von einer vielfach behaupteten Brutträgheit konnte in Oberschlesien nichts beobachtet werden. In fast allen Fällen gelang es durch die Sorgfalt der Fragenstellung und durch nachträglich eingezogene Erkundigungen das Nichthochbringen von Jungen auf

fremde Einflüsse zurückzuführen. Der Fall von Pawlowitz wird sich vielleicht auch noch klären lassen. Neußerungen nimmt der Unterzeichnete dankend entgegen. Von einer Degeneration unserer Störche kann nicht die Rede sein. In einigen Orten (Botempa, Ottmuhow) wurde berichtet, daß sich dort im Frühling einige Tage Störche aufhalten. Sollten die schönen Tiere nicht durch Anbringung einer Nistgelegenheit zur Ansiedelung zu bringen sein? Der Versuch muß jedenfalls gewagt werden. Anderen Orts sind gute Erfahrungen gemacht. Nicht empfehl. es sich, Nistunterlagen in nächster Nachbarschaft eines anderen Horstes zu schaffen. Der oberschlesische Storch bezeugte überall eine ausgesprochene Abneigung gegen Koloniebildung. Storchzüge sind Anfang September südwärts ziehend beobachtet. Aus welcher Richtung und wann kehren sie im kommenden Jahr zurück? Die Naturfreunde mögen helfen, näheres über unseren Storch festzustellen.

Verlauf der Witterung in Oberschlesien

vom 1. 8. 1929-31. 7. 1930.

Der August war meist heiter und warm, brachte aber doch, besonders am Anfang und in der Mitte, recht ergiebige Niederschläge. Das sommerlich warme Wetter blieb noch bis in den September hinein bestehen. Abgesehen von einzelnen Gewittern war der Monat trocken, heiter und sonnig. Im Oktober war die Witterung vorwiegend warm. Im letzten Monatsdrittel war ein häufiger Wechsel zwischen heiterem und regnerischem Wetter zu verzeichnen, die Niederschläge waren jedoch wenig ergiebig. Vereinzelt wurde Bodenfrost festgestellt. Der November war ebenso wie der vorangegangene Monat vorwiegend milde. Die Temperaturen unterlagen aber ziemlich erheblichen Schwankungen. In den Nächten trat verbreiteter Bodenfrost auf. Die Niederschläge waren zwar in der ersten Monatshälfte sehr zahlreich, wurden jedoch gegen Ende des Monats nur noch vereinzelt und gering. Von wenigen kalten Tagen abgesehen, war die Witterung im Dezember außerordentlich milde. Die Niederschläge fielen meist als Regen, nur vorübergehend gingen sie in Schnee über. Es kam sogar zur Bildung einer Schneedecke, die jedoch den warmen Sonnenstrahlen in den Mittagsstunden nicht lange standhalten konnte. Erst gegen Monatsende nahmen die Temperaturen erheblich ab, stiegen jedoch in den letzten Montagen rasch wieder an. Die außergewöhnlich milde Witterung, die bereits im Dezember geherrscht hatte, hielt auch den Januar über an. Zu nennenswerten Niederschlägen, meist als Regen, kam es nur am Anfang und Ende des Monats; in der Zwischenzeit herrschte meist heiteres Wetter. Der Februar zeichnete sich durch große Trockenheit aus. Nur in den ersten Montagen waren geringe Niederschläge in Form von Schnee zu verzeichnen. Sie führten eine mäßige Schneedecke herbei der jedoch keine lange Dauer beschieden war. Die Temperaturen, die tagsüber sehr milde waren, sanken nachts ziemlich rasch und führten zu strengen Nachtfrosten. Bis zum 1. Drittel des März hielt das trockene Wetter des Vormonats noch an. Dann aber führte ein Zustrom kalter Luft kühles und unbeständiges Wetter mit häufigen Schnee- und Regenfällen herbei. Erst am Ende des Monats trat wieder eine Besserung der Witterung ein. Der April war leicht an Niederschlägen und fiel durch starke Temperaturgegensätze auf. Die Gewittertätigkeit war mit einer Anzahl von Gewittern sehr lebhaft. Der Mai war unfreundlich, sehr veränderlich und reich an Regentagen und Gewittern.

Monat 1930/31	Temperaturen			Frosttage	1) Sommertage	Bewölkung Tage		Sonnen- schein		Windrichtungen Durchschnittlich aus tägl. 3 Beobacht.								Niederschläge				Tage mit						
	höchste	tiefste	durch- schnittlich			beter	trübe	Tage mit	Gesamt- dauer	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Still	Tage mit Niederschlag	Menge in Lit. pr. qm.			Tage mit	Schnee	Hagel	Gewitter	Schneedecke	deren Höhe cm
																				Summe	höchste an 1 Tage	Schnee						
August	30,8	7,2	17,8	—	16	8	8	28	215	5	2	2	3	4	2	3	4	6	13	125	41	—	—	6	—	—	—	—
Septemb.	31,8	1,7	13,7	—	6	10	2	29	202	2	1	4	3	4	4	7	2	3	10	30	16	—	—	2	—	—	—	—
Oktober	25,7	-0,5	10,8	1	1	3	13	28	117	1	1	1	2	8	7	7	1	3	15	44	15	—	—	1	—	—	—	—
Novemb.	12,2	-4,2	4,8	9	Eistage	2	14	24	69	2	1	5	1	13	2	2	1	3	19	60	10	—	—	—	—	—	—	—
Dezember	11,0	-12,0	1,8	13	7	3	14	19	67	1	1	5	—	15	4	4	—	1	15	39	9	11	—	—	9	12—2	—	
Januar	10,0	-6,6	0,5	29	1	4	10	20	88	1	2	3	2	15	5	2	1	—	15	28	9	3	—	—	1	16	—	
Februar	6,7	-14,5	-1,5	28	2	6	6	24	119	3	2	8	2	6	2	3	1	1	7	14	11	5	—	—	22	15—2	—	
März	17,6	-4,6	3,7	15	Sommer- Tage	4	10	26	127	3	1	5	1	6	5	6	3	1	15	30	12	3	1	—	2	5—6	—	
April	25,2	-3,7	9,1	4	1	2	13	23	123	5	4	9	2	4	3	1	1	1	13	81	20	—	—	7	—	—	—	—
Mai	24,3	0,6	12,7	—	—	2	8	30	228	4	2	3	1	6	4	5	5	1	16	49	14	—	1	9	—	—	—	—
Juni	31,0	3,2	18,7	—	15	11	2	30	334	4	3	9	3	4	1	1	2	3	3	36	25	—	—	2	—	—	—	—
Juli	29,8	8,1	17,5	—	9	3	14	29	244	1	0	1	—	7	4	10	4	4	14	81	16	—	—	1	—	—	—	—

Erläuterungen: 1) In den Wintermonaten, vom Dezember bis Februar einschl., ist in dieser Spalte die Zahl der Eistage aufgeführt. „Frosttage“ sind solche Tage, an denen das Minimum der Temperatur unter 0° sinkt. „Eistage“ sind solche Tage, an denen die Temperatur stets unter 0° bleibt. „Sommertage“ sind solche Tage, an denen die mittlere Bewölkung die Zahl $\frac{2}{10}$ nicht erreicht. „Trübe Tage“ sind solche Tage, an denen die mittlere Bewölkung mehr als $\frac{8}{10}$ beträgt. „Gewittertage“ sind solche Tage, an denen wenigstens ein Donner wahrgenommen wurde.

Einzeln Gewitter verursachten auch in Oberschlesien zum Teil schwere Hagelschäden. In unserem Bereiche traten mehrfach Bodenfröste auf. Auch in diesem Jahre kamen die drei gestrengen Eisheiligen zur Herrschaft und brachten einen ganz bedeutenden Temperaturrückgang. Die tiefsten Temperaturen gingen bis nahe an den Gefrierpunkt heran. Ein sehr regenarmer Monat war der Juni. Trübe Tage waren nur 2 zu verzeichnen, dementsprechend war die Sonnenscheindauer übernormal. Die für den Monat verhältnismäßig sehr geringe Regensumme ist ausschließlich durch zwei stärkere Gewitterregen zustande gekommen. Zwei weitere Regentage brachten nur dürftigen Niederschlag. Diese fast völlige Regenlosigkeit und langanhaltende Trockenperiode führten vielfach zur Notreise und frühem Schnitt des Getreides. Auf dem Lande versiegten die Brunnen und die Wasserversorgung der Städte stieß auf große Schwierigkeiten. Der um die Monatsmitte übliche „Schaffälte“ genannte Kälterückfall, fiel in diesem Jahre aus. Im Gegensatz zum vorangegangenen sehr trockenen und heißen Vormonat hatte der Juli wiederholt reichliche Niederschläge aufzuweisen. Gleich am Anfang setzte ein Wetterumschlag ein, wobei die Temperaturen erheblich zurückgingen. Kurze, zum Teil aber kräftige Regenschauer,



Notlandung eines rumänischen Militärflugzeuges am Bahnhof Peiskretscham am 28. August 1930.

die meist von starken Böen begleitet waren, und Sonnenschein wechselten in rascher Folge miteinander ab. Die gegen Monatsende stärker und häufiger werdenden Niederschläge drohten den Rest der Getreideernte zuschanden zu machen.

Vergleichen wir die beiden letzten Winter miteinander, so müssen wir feststellen, daß uns die schärfsten Temperaturschwankungen zwischen beiden Wintern in fast beispielloser Weise entgegnetreten. War doch der Winter 1928/29 einer der strengsten, der letzte Winter 1929/30 einer der mildesten in den letzten 100 Jahren. Wir haben es also hier mit zwei extremen Wintern zu tun, die unmittelbar aufeinander folgten, sodaß der Satz, wonach sich die Gegensätze in der Natur gern berühren, hier wieder durch ein erstklassiges Beispiel belegt wird.

Deutung der Ortsnamen des Kreises.

Von
Walter Krause.

Kuznica hieß 1845 ein Hammer und einzelne Häuser dabei, nördlich von Laband.

Kuznicisko hieß 1845 ein Vorwerk von Nieder-Sersno. Alle diese Namen — als Flurnamen gibt es sicherlich noch mehr — kennzeichnen den Gleiwitzer Kreis als altes Industriegebiet. Kuznia = Schmiede, Kuznica = Hammer, Hütte oder Stand einer solchen, Kuznicisko = verfallende Hütte oder großer Hammer.

Laband, schon 1305 Labant, im Volksmunde Labenth oder Labendh genannt, bedeutet Schwanenort (labedz = Schwan).

Langendorf, 1305 magna villa, im Volksmund und manchmal auch in Urkunden Wielowies, bedeutet alles dasselbe.

Waszarzowka heißt 1317 Rudno Waszkowj. Rudno, vgl. dieses, hatte also mehrere Anteile, einer hat das Attribut Waszkowj, d. h. Wald-Rudno.

Watscha. Da ältere Schreibweisen nicht bekannt sind, ist die Deutung schwierig (lata = Fleck?). Salzbrunnen, Kr. Oppeln, heißt polnisch Laca.

Woboschowitz (Woboszowice). Wahrscheinlich von einem Personennamen, Wibuscha o. ä.

Weng bei Bielahütte.

Weng ist eine Försterei bei Smolnitz. Weg, lug (Zug) bedeutet etwa sumpfige Wiese, Bruchland. Beide in feuchten Flußtäälern (!).

Leopoldshütte 1845 zu Dombrowka (=Dost).

Wohnia. 1305 werden 3 Lana in der Gegend vermerkt. Im Volksmund heißt Wohnia noch heute Lanh Male = Kleine Hufen. Vona-Lanh heißt Lanh Wielkie = Große Hufen (vgl. Sucholohna, Kr. Groß-Strehlitz). Auf dasselbe Wort zurückzugehen scheint

Wohniak, der Name einer Försterei und eines Teiches bei Dombrowka. Jetzt heißt beides Hubertus. Früher war daselbst ein Frischfeuer, 1401 wird ein Gut, Teich und eine Heide daselbst genannt, eine Stelle von 1305 scheint darauf zurückzudeuten, daß der Ortsname auf einen Personennamen ähnlichen Klanges zurückzuführen ist.

Vona-Lanh. Vgl. Wohnia. Früher sicherlich zwei Dörfer, so daß sich die Notiz von 1305 bestätigt.

Vonczek bedeutet kleine Wiesen, 1305 Lanzky, Volksmund noch heut Vonzky.

Lubek. Von lubic = lieben, gern haben. Vielleicht von einem Personennamen abgeleitet, der mit lubic (Lub, Luban o. ä.) zusammenhängt. Lubek scheint eine Verkleinerungsform zu sein von

Lubie.

Luisenhof, 1845 Vorwerk zu Jaszkowitz.

Łykowież, eine Kolonie von Brzezinka. Łyko bedeutet a) Bast, b) Seidelbast oder Kellerhals, von einem dieser Ausdrücke stammt wohl der Name. 1845 war L. Vorwerk.

Łyszczemühle zwischen Pniow und Sacharzewitz. Łyszczyna ober-schlesisch Łyśka = Haselnußstrauch. Łyszczycza = wilde Bohne oder Erbse.

Margarethenhütte ist keine industrielle Anlage, sondern ein neueres Waldhaus, südlich von Łatyscha.

Merkelgut, Försterei, Hauptmann Merkel ist 1845 Besitzer von Rzekiz.

Mikołeska. Von Mikolaj = Nikolaus.

Mikołuchowina, Försterei zu Klein-Łatyschin, 1783 und 1845 Frischfeuer. Mikulsch = Roseform von Nikolaus.

Minnaberg, Vorort östlich von Peiskretscham, 1845 Minneberg. Vorname Minna.

Mischagora ist ein Vorwerk nordöstlich von Nieborowitz. Bedeutet Mäuseberg.

Mojschemühle zu Sacharzewitz. 1845 angeblich Moimühle. Personennamen (?).

Naplatten, Vorwerk zu Schwieben. Na plat = zur Pacht, also Feldstücke, die früher verpachtet wurden.

Neudorf. Der Name erklärt sich selbst. Wenn in der Nähe eines Ortes größere Neuanlagen errichtet wurden, erhielten sie diesen Namen. Im Gleiwitzer Kreise gibt es Neudorf zu Althammer, Neudorf-Łworog, die längst in der Stadt Glewitz aufgegangene Kolonie Neudorf (Gegend des Bahnhofes) und die Kolonie Neudorf zu Koppinitz, eine junge Gründung. Ebenso beliebt ist für Vorwerke die Bezeichnung

Neuhof. Es treten auf Vorwerk Neuhof zu Rudzinitz, zu Szechowiz (bei Schemionka), Langendorf, Proboischowiz, außerdem gab es so benannte Vorwerke früher bei Schalscha, Gochowiz, Koslow (1845) und Rzekiz. Letzteres ist wahrscheinlich die heutige Försterei Merkelgut. Auch sonst mögen derartige Namen häufige Aenderungen erfahren haben.

Neuhütten bei Brunn, schon 1850 genannt. Jetzt Försterei deutsches Niederdorf handeln.

Nieborowitz. Niebor = kein Wald. Es gab auch einen Namen Nieborad. Da es in alter Zeit auch Nieberdorf geschrieben wurde, und in der Schönwälder Mundart Nidros heißt, kann es sich auch um ein

Nieborowitzer Hammer. Früher Hüttenanlagen.

Niederdorf. Lage in einer Niederung. 1783 auch Niederwicze.

Niederhof. Lagebezeichnung, vgl. Oberhof. Einen Niederhof finden wir bei Chechlau und Koslow, außerdem gab es früher einen bei Kottlichowiz, Szechowiz, Rudzinitz und Ellguth-Gröling.

Niekarm. „Karm“ heißt Nahrung, „nie“ = nicht, keine. Ein Ort, der nicht ausreichend ernähren kann. Vgl. Przeschlebie.

Niepaszuch. „Pasza“ heißt Weide. Wohl ein Ort, der kein Weideland hatte (?).

Niewiesche (1845 auch Niewiescie geschrieben). Niewiasta = Frau, also Frauengut, Frauenerbe, Wittventeil.

Nikischföresterei zu Łatyscha. Personennamen von Nikolaus.

Nowe, 1845 Wüstung zu Groß-Łatyschin. Nowe = das Neue.

Oberhof. Lagebezeichnung. Oberhof bei Chechlau und Koslow, früher bei Szechowiz und Kottlichowiz. Försterei, südlich von Rudzinitz heißt auch Oberhof.

Dehringen, Häusergruppe zu Ellguth-Zabrze. Wohl nach der deutschen Stadt gleichen Namens. Volkswitz.

Dratsche, Doster Vorstadt. Dracze sind die Ackerbauern, die hier und in Dratsche bei Oberglogau oder Krapptz ganz nahe an der Stadt wohnten. Vielleicht waren diese Vorstädte die Grundlagen der Stadtsiedlungen.

Drief, Kolonie zu Neudorf=Dworog. Dřifa = Spitze.

Dstroppa, 1286 Kostropa, 1305 Kostropitz, 1447 Gersdorf, 1534 Stroppendorf, in der Schönwälder Mundart Schtrepedrof. Der Name dieses alten deutschen Dorfes kann sowohl aus dem Deutschen als Slawischen abgeleitet werden. Stroppendorf oder Dstroppa bedeutet in beiden Sprachen einen rauhen, buschigen Ort. Vgl. das Fließchen Dstropka. 1447 gehörte das Dorf wohl einem Gerd = Gerhard.

Dttmucha = wegblasen, also wohl sandige Gegend.

Październia, östlich von Oberlubie, bedeutet Flachsbreche oder Flachswechelort. Vgl. Chechlaw.

Paslete. Vgl. Ellguth=Zabrze. Bedeutung unbekannt.

Patschin, Groß- und Klein-Patschin. Damroth leitet von Pasoslaw (Personenname) ab, es wäre aber wohl eher an das Verb. paczyc = sich werfen, krümmen, (von Holz, Stöcken, von der Erde) zu denken. Danach hätte hier einmal eine Holzbearbeitungswerkstatt gestanden. Paczyna = Kuda oder gebrannter Lehm aus einem Ziegelofen (Schuttplatz eines ehemaligen Ziegelofens) käme auch in Frage. Wie fast immer diese Orte kommt 1305 Klein-P. mit polnischer, Groß-P. mit deutscher Zehntabgabeweise vor.

Pawlowiz. Pawel = Paul, also Paulsdorf. 1497 nach Knie Paulowicze.

Peiskretscham hat Dr. Chrzaszcz überzeugend als Ort des Pisco, Roseform von Peter gedeutet. Die Zusammenstellung eines Personennamens mit „Kretscham“ ist nicht selten. In der Schönwälder Mundart und in alten deutschen Chroniken „Waiskretscham“ = Anpassung an die deutsche Zunge.

Petersdorf, im Volksmunde auch Lobiszowice, wie schon 1305. Sobieslaw, ein Personenname, bedeutet „Selbstlob“. Früher unterschied man P. = von Welczel und P. = städtisch nach den Besitzern der zwei Anteile. In Schönwald Peteschdrof.

Piasieczna, ehemaliges Vorwerk zu Hanuffel. „Sandort“, häufiger Name.

Pieklo = Hölle heißt jetzt der ehemalige Althof in Schalscha.

Piela, nördlich Rudzinitz. Das Wort kommt von pila = Säge, man bezeichnete früher jede Sägemühle so. Die Pielahtütte ist rund 100 Jahre alt.

Pilchowiz, 1305 erwähnt. Pilch = Bilch oder Haselmaus, also Mäuseort, angelegt auf dem von Mäusen durchwühlten Waldboden. In Schönwald Pelschwets.

Pilkarmühle, 1783 bei Bitschin hatte zwei Luppenfeuer. Bedeutung wie Piela. Vgl. Palkarmühle bei Beuthen.

Pissarzewiz wird in früheren Jahrhunderten auch oft Schreibersdorf genannt. Gehörte wohl einstmals einem (Doster) Amtsschreiber. Vgl. Richtersdorf.

Plazam Walde = Häusergruppe bei Ellguth=Dost.

Plawniowiz. „Plawic“ bedeutet flößen, schwimmen, da der Ort an der Klodnitz liegt, ist die Bedeutung leicht ersichtlich. Plawnia heißt auch eine niedrige, wasserüberflutete Wiese.

Pluschniz, Groß- und Klein-Pluznica heißt ein Stück Land, das man gut unter den Pflug (plug) nehmen kann, „pluzyc“ daher „wohlleben“. Vgl. Kottulin.

Pniow, schon 1256 erwähnt, bedeutet Rodeland mit Baumstümpfen.

Polom, 1305 als deutsches Dorf erwähnt. Windbruchstelle im Walde (Polam). Könnte auch von Plonac verbrennen kommen, wie russisch polome, polomja dazut. Häufiger Name.

Pohlendorf ist polnisches Dorf, im Volksmund Polska wies. In nächster Nähe muß also in der Zeit der Namengebung ein deutscher Ort gelegen haben (Kiefernstädtel?).

Ponischowiz. Der Chronist des Dorfes, M. Fiolka, leitet den Dorfnamen von „ponizej“ = niedriger gelegen (als die Umgebung). Damroths Ableitung von dem Eigennamen Ponislaw oder Pomnislaw ist mit Rücksicht auf die Endung „ice“ ebenso berechtigt. 1227 und 1260 Pomniſowicz.

Potempa, Dorf. Potempa kommt häufig als Zuname vor, bedeutet: der Verdammte, Verachtete. Ortsname sicherlich nach einer Person dieses Namens.



Evangelisches Kinderheim in Tost.

Potempa, Försterei zu Nachowiz, 1845 Vorwerk.

Potempamühle, vgl. Gollormühle.

Potok bei Laszarzowka, bedeutet „Strudel-Bach“.

Podembie, 1845 Vorwerk und Brennerei zu Obersersno.
„An den Eichen“.

Podlesie, 1845 Name des Neuhoſes bei Koſlow = „am Walde“.

Pofadow, Vorwerk zu Patſchin. Nach der Familie von Poſadowski benannt, die diese Güter vor 100 bis 150 Jahren besaß.

Proboſchowiz (Proboſzczowice), 1463 Propoſtowicz. Proboſzcz = Pfarrer, also Pfarrerdorf, sicherlich gehörten die Einkünfte des Dorfes einem bestimmten Pfarrer.

Przeſchlebie. Bedeutung = „ohne Brot“, unfruchtbarer Ort.
Vgl. Niefarm.

Przyschowka, der ältere Name von Waldenau. Beſitz eines Przeb = Preiß = Preuße. Adelsfamilie Przebowski, vgl. auch Preißowiz, Przebſchowka mit der Deminutivendung ka iſt ſicher erſt eine Tochtergründung von Preißowiz = Przebſowice. Chrzaszcz deutet Richtung von przaszcz. In der Schönwälder Mundart Praiſchweß.

Puſiki, Förſterei zu Hanuſſel, früher Vorwerk.

Pustkowie, Weiler zu Nieder-Sersno, Pustkowie zwischen Zacharowitz und Schieroth, Pustkowie 1859 zu Tworog wohl das vorgenannte Pustki.

Puscina (Mugm. = Form zu Smolnik. Alle diese Wörter bedeuten Öde, durch Feuer, Krieg usw. verwüstete Orte oder Ortsteile. Das Wort Pustkowie gebrauchte man früher sogar in der deutschen Sprache im Sinne von „Wüstung“.

Quarghammer. Das Wort „quärgen“ scheint im Hüttenwesen „pressen“ bedeutet zu haben. Früher zu Althammer.

Rachowitz, 1305 genannt. Rach (Rak = Krebs ?) Personennamen.

Radun (Raduna) von Radzislav = einer der Lob gern hat. Es gibt sehr viel ähnlich klingende Namen in Schlesien. Radun = Kolonie ist wohl im 18. Jahrhundert entstanden. Schon 1228 als Eigentum des Klosters Czarnowanz genannt.

Rehhof, Försterei bei Probojshowitz.

Rezik, früher Rzekiz, 1305 Redza. Rzeczka = Augmentativform von Fluß = rzeka, also häßlicher, in Sumpf übergehender Fluß (Kłodnik).

Rudno von Ruda = Erz, Eisenerz ist tatsächlich ein alter Erzfundort, vgl. Rauden. Früher auch Groß-Rudno.

Rudziniß bedeutet Klein-Rudno.

Sabinka, Kolonie zu Schieroth, 1777 angelegt. Zabinka = Froschort, ehemaliger Teich? 1783 Schabinka.

Sacharowitz (Zacharowice) Dorf des Zacharias, nach Chrzaszcz, früher Zagorzowice = hinter den Bergen (?) In Schieroth existiert letzteres als Flurname.

Saamol, 1845 eine Wassermühle zu Koppiniß.

Salescha bei Ellguth-Dost, heißt „hinter dem Walde“, vgl. Schalscha.

Sarnau (Sarnow) von sarna = Reh.

Schalscha, 1472 Salscha. Bedeutung: Zalesie = hinter dem Walde, wie noch heute ein Ortsteil heißt (?).

Schakanau (Czakanow). Die Ableitung von scielac = zusammenfließen ist unwahrscheinlich. Sicherlich kommt der Ortsname von dem früher häufigen Personennamen Czakan, worauf auch die Endung deutet.

Scharfow, früher Czarkow und Czarka. Czarki = Färberröte.

Schchowiz, (Czechowice) = Ort eines Czech = Böhme. 1305.

Scherwionka, eine Seršnoer Kolonie. Personennamen (?). Czerwieniec = rote Ockererde, Preiselbeere oder auch Ochsenzunge (Pflanze).

Schieroth, 1299 Schrota. Die Deutung Waisengut (sierota = Waise) läßt sich angreifen.

Schierakowiz (Sierakowice), Groß- und Klein-, 1305 Deutsch- und Polnisch-Sch. Sierak = Eigennamen, Dorf des Sierak. Vgl. Kottulin.

Schloßborwerk in Rudziniß.

Schönwald, 1269 gegründet. Häufiger Name. 1283 Scuewalde.

Schuffaida, Försterei bei Kamieniek, früher Borwerk. Herkunft des Namens unbekannt.

Schmidrom, Försterei bei Plawniowiz. Schwider häufiger Eigenname (Bohrer), Besitzung, Wohnung des Schwider.

Schwieben, 1305 Swibe. Bedeutung unbekannt.

Schwientoschowitz, 1305 „Dorf des Swentossu“ genannt. Swientoslaw (dem Heiligen Lob) war ein häufiger slawischer Name.

Schwinowiz, 1305 Swoynowiz. Schweinsdorf (?).

Sersno, früher Ober- und Nieder-Sersno, ehemaliger Name Dziersno. Bedeutung wohl „Pachtgut“.

Skal, im Volke Skal = Felsen, Steine.

Sklarnia, bei Gr. Kottulin, 1845 Wüstung. Sklarnia bedeutet Glashütte; eine scheint hier ehemals bestanden zu haben.

Slupsko, 1305 Slubzhec. Slup = Klotz, Stamm, Slupsko = Aug. Ein Ort, wo diese Stämme ausgerodet werden mußten.

Smolniz, 1305 Smoliz, Volksmund Smolnica = Pechort, Pechofenstandplatz (smola = Pech).

Sowamühle zu Sacharzewiz. Sowa = Gule, Personennamen.

Sroczagora, vgl. Elsterberg.

Stodolkau, Bw. zu Chechlau, schon 1783 bestehend. Stodola = Scheune.

Stolarze bei Sensno heißt „die Tischler“, ehemaliges Vorwerk.

Stowkamühle in Rarchowiz. Von stawek = kleiner Teich (?).

Tarnowizer Vorstadt von Peiskretscham, Lage gegen Tarnowiz.

Tatishau, 1305 Tacziszow. Bedeutung dunkel.

Tost (Toszet). Chrzaszcz leitet Tost von tdorz = Altis ab, Damroth nennt Toszech u. ä. einen häufig vorkommenden Personennamen.

Trachhammer, vgl. Althammer.

Trachhäuser bei Pohlzdorf. Es gab früher ein Vorwerk Trachhammer.

Trznief. Bedeutet Tränke = Gasthaus. 1409 kommt im lateinischen Text einer Urkunde merklich vor in der Trenke. Vgl. Tränke, Dorf bei Niesky. Schönwald: Trenke.

Tworog. 1530 sollen Tworog und Kotten (Kotten) bereits Eishämmer gehabt haben. Tworog soll seinen Namen einer Sage nach von Jan Tworog, einem Hüttenmeister aus Polen erhalten haben. Seltsamerweise soll nach Knie (1845) auch Quarghammer den Namen Tworog geführt haben.

Tomaszow, 1845 ein Vorwerk und eine Mühle bei Chechlau. Mühle, bezw. Vorwerk des Thomas.

Im Tiergarten, 1845 Försterhaus bei Tworog.

Ujezter Vorstadt von Peiskretscham. Lage gegen Ujez.

Ungerschütz, Kolonie von Nieborowiz. Sicherlich nach einem Unger benannt, welchem Namen man die in der Gegend übliche Endung „schütz“ einfach beifügte.

Utrata heißt (Wasser-) Verlust. Mühle und Försterei bei Chechlau, soll das ehemalige Tomaszow sein.

Utrata. 1845 zwei Freigärtnerstellen zu Niekarm.

Wachow, vgl. Einhof.

Wandahof bei Brhnef. Wohl Name einer Besitzersfrau.

Waldenau, vgl. Przhyszowka.

Waldschloß, Gasthaus und Ausflugsort im Gleiwiger Stadtwalde.

Waldborwerk bei Koslow.

Walkmühle bei Peiskretscham, gehörte den Peiskretschamern Tuchmachern. Das Tuch wurde „gewalkt“ = gepreßt, geglättet.

Wessola, nordwestlich Kottenluft, schon 1666 bestehend, altes Eisenwerk. Bedeutung: freundlicher, lustiger Ort.

Wessola bei Chechlau, Frischfeuer im vorigen Jahrhundert. Adjektiv, zu ergänzen wies = Dorf.

Wiegels hof, Ort eines Wiegel oder Weigel, früher selbständiges Dorf, jetzt zu Karchowiz. Vor einigen Jahrhunderten zu Wghielzow verderbt.

Wielepole = Pilchowitz, 1531 schon genannt. Vielfeld oder Großfeld.

Wilhelmshof um 1845 Vorwerk bei Peiskretscham. Besitzername.

Węzikhütte am anderen Flußufer. Frühere zwei Frischfeuer zu Witschin.

Wichtersdorf hieß ursprünglich Bogtdorf, weil es im Besitze des Gleiwitzer Vogtes war. Gleichbenannte Orte gibt es bei mehreren schlesischen Städten. Die Wichtersdorfer nennen ihr Dorf noch heute Wojtowawies und die Schönwälder Jostsdorf. Als man vor einigen Jahrzehnten Wojtowawies verdeutschen wollte, ging man nicht von dem „villa advocati“ aus. 1294 villa advocati, 1459 Foytowa wies, 1534 volksläufigen Namen, sondern von dem in Urkunden vorkommenden Bogtdorf.

Wilkomiz-Klein, 1305 vorhanden. Wolfsdorf.

Wischnitz (Wisnica), von wisnia = Sauerkirsche.

Woiska, 1305 Wolsca, früher 3 Anteile. Von Wojslaw.

Wrzozh bei Witschin, ist wohl die 1845 bei Groß-Watschin erwähnte Wüstung W., bedeutet Heidekraut, Erika. Vgl. Vorwerk W. bei Nieborowitzerhammer, im abgetretenen Gebiet.

Wydow, 1305 Widowa, damals teilweise zerstört. Wydac = herauszurückgeben, also zurückgegebenes Gut.

Wydzierow zu Chechlaw, wydrzec = entreißenentreißen.

Wydzierow, Bauerngut zu Nieborowiz.

Wygoda, Häusergruppe bei Karchowiz. Bedeutung: Bequemer Ort.

Whtierz zu Schwinowiz. Bedeutung: „im Busch“ (htersz = Busch, Hain).

Wymislow, Bw. zu Ponischowiz. Wymyslec = sich ausdenken (ein Vorwerk anzulegen).

Wiondslaß = Herzogswald (Ksiąze = Herzog, Fürst). 1447 Pfarrort.

Zamoscie zu Althammer, heißt „hinter der (Birawka=) Brücke“.

Zaolschan, jetzt zu Peiskretscham eingemeindet, heißt „hinter den Erlen“. Man unterschied nach den Besitzern Städtisch-, Groß- und Pfarrlich-Zaolschan.

Zastawie bei Klein Schierakowiz, heißt „hinter dem Teiche“.

Zawada, Dorf heißt „hinter dem Wasser“ (hinter der Drama von Peiskretscham aus).

Zawodzie, Dorfteil von Zernik und Zawada bei Ellguth-Tost haben mit Rücksicht auf ihre Lage dieselbe Bedeutung. Sonst kommt der Name auch von zawadzac = ein Hindernis sein.

Zdzierdz, ehemaliges Nebengut von Rzekiz, im vorigen Jahrhundert selbständiges Dorf, jetzt zu Rzekiz, (Südteil), wohl das Striztirno von 1305.

Zedlitz, war 1783 eine noch nicht völlig ausgebaute Kolonie. Name wohl nach dem Errichter.

Zernik, 1305 Syrdnik, 1297 Syrnik. Zar = Brand, zarna = Schrotmühle, zerawina = Moosbeere. Wahrscheinlich hängt Zernik aber mit dem altpolnischen „zerny“ = Ort, der eine gute Mast gibt (Gras, Eicheln) zusammen. Zernik ist im Tschechischen noch heute der Masthirt, Zerniki also ein Ort, wo Masthirten wohnen.

Zernitz=Deutsch. 1305 Syrdnicza, es gab daneben noch ein Syrdnicza=Zernitz, das untergegangen zu sein scheint. 1283 Schirdnicza,

1294 Sirdnicza, 1286 Ziernicze. Bedeutung ähnlich Zernik. Schönwald: Daischa Senef.

Ziedziella, Oberförsterei in Waldenau früher, wohl Personenname.

Zielonamühle bei Dworog. Bei Schalscha heißt eine Flur „Ziclone“ = Grünes.

Ziemienkiż (Ziemiecice) Dorf des Zementa, der 1286 als Besitzer von Z. urkundlich genannt wird.

Zientelmühle bei Potempa. Zientel = Schwiegersöhnchen, hier wohl Zuname.

Zulkau, Alt- und Neu-Z., ehemalige Kolonien von Sandomiż. Neu-Z. 1736 durch Bernhard von Colonna angelegt, in Alt-Z. bestand schon 1687 ein Hüttenwerk. Häufiger Name. Zulawa = Niederung an einem Fluß mit Sumpf und Moor, stimmt hier und in Sulkow = Żółkowiż, Kr. Leobschütz.

Im Zauber der Sonnenwende.

Von

G. H. Joneleit.

In den Tagen, in denen die Sonne ihr Strahlen senkrecht auf die Erde fallen läßt und die Natur, von geheimnisvoller Lebenskraft gedrängt, in ihrer üppigsten Sommerschönheit prangt, feierten die alten Germanen ihrem Lichtgott Baldur gewöhnlich ein Fest. Noch einmal sollte das Licht triumphieren, ehe es an das große Lichtsterben ging, das nun leise und ganz allmählich wieder ansing und mit jedem Tage die Sonnenfreudigkeit um ein kleines verminderte, bis der Nachsommer kam und der Herbst, der in den lichtarmen Winter führte. So loberten denn blinkende Feuer am Nachthimmel, flammten und glühten die riesigen Scheiterhaufen und tanzten die Menschen in wilder Lust um die zuckenden roten Feuerstrahlen.

Mehr als zweitausend Jahre sind seither vergangen, und das alte Sonnenwendfest ist längst einem anderen „Lichtträger“ geweiht worden, Johannes, dem Täufer und Heiligen, der, wie die Ueberlieferung meldet, genau sechs Monate vor Christus geboren wurde. Aber auch heute wie einst leuchten und lodern die Feuer durch die Sonnenwendnacht. An den Küsten Skandinaviens spiegeln sich ihre Flammen in den Meeresweller, von den Höhen der bayerischen und der Tiroler Berge glühen sie weit ins Land hinaus, und im deutschen Flachland leuchten sie oft inmitten des Dorfes oder auf freier Ebene, angezündet von naturfreudigen, fröhlichen Wandervögeln. Im fernen Lettland, wo das Volk den Johannistag immer noch mit dem Namen ihres uralten Gottes Dihgo verknüpft und als „Dihgofest“ feiert, flammen in der Witsommernacht die Feuer aus teergefüllten Tonnen heraus, sodaß die weiten Landflächen aussehen, als wären sie mit feurigen Punkten gesprenkelt.

In unsrer engeren Heimat, im Kreise Tost-Geiwik, ist das Sonnenwendfest auch nicht unbekannt. Vereine oder naturfreudige Wandervögel ziehen in Scharen zur sagenumwobenen Toster Burg, oder zu den waldumrauschten Rudziniker Ebenen, oder in die romantischen Schluchten des Sandbaggerfeldes der Sandbahngesellschaft bei Peiskretscham und brennen bei Spiel und Gesang riesige Sonnenwendfeuer ab.

Auch in den romanischen Ländern leuchten die Feuer durch die Sonnenwendnacht. Denn so wie die Germanen, zündeten auch die Römer in den kürzesten Sommernächten festliche Feuer an, und die Erinnerung an sie hat sich in Italien und Spanien wie auch in Südfrankreich bis heute erhalten. In den Apenninen brennen die Hirten, dem Brauch ihrer Vorfahren folgend, die einst im Frühling Pales, der Gottheit der Viehzucht, zu Ehren Strohhaufen angezündet hatten, in der Sommermitte nächtliche Feuer. In Spanien ist das Johannisfest, die „Colcada de Sa Juan“, ein Volksfest, das sich nicht denken läßt ohne die hellen, lodernnden Feuer, die man nachts in den Straßen anzündet und die die Jugend in hellem Jubel überspringt. Im Süden Frankreichs gelten die Flammen der Johannisfeuer besonders für die jungen Ehepaare als glückbringend. Ja sogar weit überm Meer drüben, in Südamerika, an den Ufern des Amazonas, werden alljährlich in der Johannisnacht große Feuer angezündet, die weit in die Dunkelheit hinausleuchten und dem halbilden Mischlingsvolk, das in den Riesenurwäldern haust, den Beginn des Johannisfestes ankünden. Es wird mit Musik und Tanz gefeiert und findet um Mitternacht dann seinen Höhepunkt darin, das jeder Teilnehmer ein stark parfümiertes — Bad nimmt. Und wiederum weit weg davon, in der alten Welt, in Griechenland, brennen aus Riesenscheitern geschichtete Holzstöße vor der Dorfkirche und die Buben und Mädchen springen durch die züngelnden Flammen. Denn wen die Flamme des Johannisfeuers berührt, der wird gereinigt von allem Bösen und gestählt mit gesunder Kraft für alle Zeit.

Am Sonnenwendtag sind in allen Gewächsen, die über der Erde stehen, wundertätige Kräfte wirksam. Wenn die alten Germanen Blumen und Kräuter in ihre Sonnenwendfeuer warfen, so geschah es im Glauben daran, daß nun die Kräfte der Flammen und des grünen, jung wachsenden Lebens ineinander wirkten. Eine Erinnerung dieses Uberglaubens hat sich sogar zu uns herüber gerettet. Sie lebt in dem Johanniskränzen, mit denen man auf dem Lande die Wände und Türen bekränzt, lebt aber vor allem darin, daß man die Blumen, aus denen man diese Kränze slicht, zu Johannisblumen gemacht hat. Das heißt, zu Johannisblumen wurden sie erst, als das alte Sonnenwendfest längst schon zum christlichen Johannisfest geworden war und der aus grauer Vorzeit stammende Heidenglaube damit ein Ende finden sollte. Tief unten im Volksempfinden hat er sich aber noch lange genug erhalten. Der Beifuß (*Artemisia vulgaris*), den die Alten sich um die Hüften wanden und dann ins Sonnenwendfeuer schleuderten, wurde zum „Johannisgürtel“, aus dem man heute noch Sträuße bindet, um sie dann im Johannisfeuer zu verbrennen. Auch das Harthen (*Hypericum perforatum*), das in den nordischen Ländern jetzt noch „Baldurs Stirn“ oder „Baldurstrauß“ heißt, die Sonnenwende, in der es blüht, dem Baldurkult geweiht war, ist zum Johanniskraut geworden. Bei ihm hat sich der alte Zauberglaube sogar in einen christlichen Sinn gewandelt, indem man den blutroten Saft, der beim Zerreiben der Blätter aus den an der Blattunterseite liegenden Drüsen heraustritt, Johannisblut nannte und das Pflänzchen einst aus den zur Erde fallenden Blutstropfen des heiligen Johannes sprießen ließ. Die Fetthenne (*Sedum album*), die gleichfalls unter die Johannispflanzen gerechnet wurde, besaß am Johannistage weisssagende Eigenschaften und kündet dem, der ein Fetthennenzweiglein in eine Zimmerriße steckt, durch die Zeit seines Wellens an, wie lange er leben wird. Wenn ein Liebespärchen wissen will, ob es auch wirklich zueinander paßt, so braucht es nur am Johannistag zwei Pflänzchen der Fetthenne neben einander einzusetzen. Am Gedeihen der kleinen Gewächse und an ihrer Stellung

gegeneinander kann man dann bald sehen, wie es mit dem Zueinanderpassen steht. Wenigstens behauptet das der alte Volksglaube. Ein ganz sonderbares Ding aus dem Pflanzenreiche hat man den Johanniskewachsen noch beigelegt; es ist die Wurzel eines Waldfarns, die man ein wenig zurechtstutzt, bis sie die Gestalt einer kleinen Hand hat. Dieses wurzelbraune Gebilde nennt man dann eine „Johannishand“ und betrachtet es als eine Art von Talisman, der seinem Besitzer Glück bringt.

An den Johannistag hat die deutsche Sage auch ein ganz unheimliches Begebnis geknüpft: das Erscheinen des Rattenfängers von Hameln, der aus Rache, weil ihm die Stadt den für seine Rattenvertilgung ausbedungenen Lohn nicht bezahlen wollte, über hundert Kinder an sich lockte und mit ihnen auf Nimmerwiedersehen verschwand. Im Jagdgewand, den Hirschfänger an der Seite, zog er mit seiner Lockpfife voran, und ihm folgten in fühlloser Verzückung die Kinder. Fern von der Heimat, in Siebenbürgen, sollen die Kleinen dann eines Tages wieder aufgetaucht sein und dort später eine deutsche Kolonie gegründet haben. Eine andere Ueberlieferung meldet jedoch, daß kein Mensch mehr eine Spur der Kinder gefunden habe.

Ein Brauch aus dem Osterfestkreise.

Von

Em. Czmoł, Gleiwitz.

Von den vielen alten schönen Volksbräuchen hat sich bei unseren Richtersdorfer und Ostroppaer Bauern noch das Osterreiten bis zum heutigen Tage erhalten. Die Sitte des Osterreitens ist eine ursprünglich deutsche Sitte und mit den aus Mitteldeutschland und Franken im 13. und 14. Jahrhundert nach dem Osten gekommenen Siedlern auch zu uns gekommen. Es ist nun eine volkspshologische merkwürdige Erscheinung, daß dieser schöne altdeutsche Brauch gerade bei den deutschen Nachkommen zuerst und auch schon seit langem in Vergessenheit gekommen ist, während er bei den polnisch sprechenden Bewohnern vieler Ortschaften Oberschlesiens sich einer großen Beliebtheit erfreut und bis in die Jetztzeit hinein noch gepflegt wird. Außer in den beiden im hiesigen Kreise gelegenen Dörfern wird er noch in einigen Dörfern des Groß-Strehlitzer und des Ratiborer Kreises, z. B. Groß-Peterwitz geübt.

Unsere Schönwälder Bauern haben das Osterreiten bereits in den siebziger Jahren und die Trzynieker auch schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgegeben. Auch die Behörden glaubten, gegen das Osterreiten einschreiten zu müssen, und es zu unterdrücken berechtigt zu sein, weil dieses Reiten öfters in ein wildes Wettrennen zum Schluß auszuarten pflegte, wobei häufig Pfisen- und Schädelbrüche vorkamen. An dem Richtersdorfer Ofterritt pflegen sich auch die Gleiwitzer Aderbürger von der Raudener- und Cosjelerstraße zu beteiligen.

Der Zweck dieses Osterreitens war, um Schutz der Saaten vor Hagelschlag zu bitten, auch den Siedlern die Grenzen ihrer Gemarkung zur Kenntnis näher zu bringen und zur Vermeidung von Grenzstreitigkeiten zu dienen. So wurde bei Festsetzung der Grenze einer Flurgemarkung auch die Jugend des betreffenden Dorfes hinzugezogen. Beim Setzen eines Grenzsteines erhielt der Sohn des betreffenden Siedlers von seinem Vater dabei



Das Osterreiten.

eine dicke Backpeife, damit er ja nicht vergesse, wie weit die Grenze des väterlichen Anwesens sich erstreckte und er diese Kenntnis auch an seine Kind- und Kindeskinde weiter übermittele. Das Osterreiten in Richtersdorf und Ostroppa geht am 2. Osterfeiertage in folgender Weise vor sich:

Um 1 Uhr nachmittags versammeln sich die Bauern auf ihren sauber gepuhten und festlich geschmückten Pferden vor der an der Kieferstädtler Kunststraße gelegenen Wegkapelle. Nach einigen Gebeten wird der Zug von dem Vorsänger (Spiwow genannt) geordnet. Die Stärke des Zuges übersteigt oft 60 Reiter. Die Führung ist einem älteren Bauern, der den Gemeindevorsteher vertreten soll, übertragen.

An der Spitze reiten zunächst zwei Bauernjöhne, die mit großen Glocken, wie man sie noch bei uns in Oberschlesien zum Ausläuten der Bekanntmachungen braucht, zu läuten. An sie schließen sich wieder je zwei Bauernjöhne an, die die 4 Kirchenfahnen tragen. Alsdann folgen die jüngeren Bauernburschen und Pferdeknechte. Erst dann reiten die Bauern des Dorfes, von denen einer das mit einer weißen Stola umwundene Kreuz trägt, das mit einem Kranz geschmückt ist, aus grüner Getreidesaat gewunden. Neben dem Kreuzträger reiten der Vorsänger und ein angesehener Bauer, der die Aufstehungsfigur trägt. Ist der Zug auf diese Weise geordnet, so reitet die Prozession durch das ganze Dorf, wobei die Bauern Kirchenlieder singen. Vor dem Haupte des Scholzen angekommen, macht der ganze Zug halt. Hierauf kommt seine Familie heraus und küßt das Prozessionskreuz. (So war es wenigstens früher. Jetzt, nachdem Richtersdorf zu Glewitz eingemeindet ist und keinen Scholzen mehr hat, fällt dieser Vorgang fort). Ist dies beendigt, so zieht man weiter, bis man auf den Feldern angekommen ist. Gleich hinter den Zäunen reitet die Prozession dreimal um einen großen Kreis herum. Dasselbe wiederholt sich an allen anderen Ecken der Feldmark. Dieser Brauch soll die Teilnehmer an die hl. Dreifaltigkeit erinnern. Nach einem längeren Ritte um die Gemarkungsgrenzen macht man in einem an der Flurgrenze gelegenen Wäldchen halt. Dort erwarten Bauernmädchen mit Stärkungsmitteln und aus Saatengrün gewundenen Kränzen, die sie ihrem Burschen aus dem Zuge umhängen. Nach einer Rast und Erfrischung steigt man wieder zu Pferde, und es geht unter Gesang weiter die Feldgrenze entlang. Dann macht man noch einmal beim Eintritt ins Dorf bei einem angesehenen Bauern Rast. Hier erhalten alle Teilnehmer einen Schoppen Bier und Östereier. Auf der Landstraße kommt dann der Dorfpfarrer mit dem Organisten und Ministranten der Reiterprozession entgegen. Alsdann zieht der Zug unter Absingen von Marienliedern bis zu der Marienkapelle, wo alles von den Pferden steigt, hinkniet und der Pfarrer eine kurze Andacht abhält. Alsdann zerstreut sich die Prozession. Die Burschen bringen die Pferde in die heimischen Ställe, während die Prozessionsteilnehmer mit Gesang sich nach der Ortskirche begeben, wo eine Vesperandacht den Brauch beschließt. Früher versammelten sich die Ältesten beim Schulzen, wo bei Bier, Kaffee und Kuchen, den die Frau des Schulzen spendierte, das Wohl und Wehe der Gemeinde beraten wurde, während die Jugend sich mit einer wahren Leidenschaft dem Brauch des Sprizens und Begießens der holden Weiblichkeit hingab, wofür sie als Lohn bemalte Östereier (die sog. „kroszonki“) erhielten. Wer die meisten und schönsten hiervon aufzuweisen hatte, war der Held des Tages.

„Gott läßt seiner nicht spotten“ oder „Bestrafter Ungehorsam“.

(Eine Schierother Sage.)

Von

Siegfried Pießka.

Sonntag war's. In feittäglichen Gewändern zogen die Giegowitzer Kirchenbesucher vom Wischnitzer Kirchlein — wo sie zur Vesperandacht waren — vorbei am Kloster nach ihrem Dorfe. Es war ein wonnevoller Herbsttag. — Spinnweben — „Altweiberfommer“ — lagen in der Luft. Die Felder waren kahl — die Ernte geborgen. Froh und leicht war es allen ums Herz, hatte es doch der Herrgott in diesem Jahre gut gemeint.

Das war auch das Gespräch der alten Giegowitzer Bauersleute, die Gottes Segen in ihre kleine Behausung brachten. Die Mädchen gingen sittsam neben ihren Eltern. Als letzte sah man ein Mädchen von 18—19 Jahren, schmuß gleich den anderen in ihrer schönen ländlichen Tracht. Dieses Mädchen schien absichtlich sich zur Seite zu halten, um allein zu sein. Mit Erwartung waren ihre Augen nach vorn gerichtet, mit einer kleinen Enttäuschung im Blick. „Wo heute nur Paul bleibt? Er hat doch versprochen, mir entgegen zu kommen“, sprach sie vor sich hin. Doch bald darauf merkte man es ihren aufleuchtenden Augen an, daß der Erwartete nicht mehr fern sei. „Da bist du ja, Anna. Ich glaubte, du wirst erst am Abend mit dem Beten fertig sein“, begrüßte der Bursche das rotgewordene Mädchen. „Ja, spotte nur“, entgegnete sie. „Weil ich heute nicht zur hl. Messe war, mußte ich zur Vesperandacht gehen.“ „Na, gern bist du ja nicht gegangen“, meinte der Bursche, dem man es schon äußerlich ansah, daß er nicht zu den fleißigen Kirchenbesuchern gehörte. „Das ist leider wahr“, entgegnete das Mädchen, „seitdem ich mit dir Umgang habe, will es mir nicht mehr so recht von Herzen gehn. Paul! Paul! Was soll daraus noch werden? Ich würde wohl am besten tun, meinen Eltern zu folgen, die mir den Umgang mit dir verboten haben, weil ich durch dich nur auf schlechte Wege gerate.“ „Papperlapapp!“, war die übermütige Antwort des Burschen, „mögen die Alten sagen, was sie wollen! Wir sind jung und wollen lustig und fidal sein! Zum Beten haben wir immer noch Zeit, wenn wir alt und grau sind!“ Hellauf lachte das Mädchen zu dieser leichtfertigen Rede. „Also, Anna, sprechen wir jetzt von vernünftigen Dingen“, sprach der Bursche weiter. „Wie du weißt, gibt es heute in Schieroth großes Tanzvergnügen. Du bist doch dabei? Wann und wo treffen wir uns? Oder soll ich dich abholen?“ „Ja, weißt du, mein lieber Paul, das geht nicht so schnell. Mir ist es von den Eltern verboten worden, heute zum Tanz zu gehen, schon deswegen, weil ich heute nicht zur hl. Messe gewesen bin.“ „Ach was“, sprach der Bursche, „ich war heut überhaupt nicht in der Kirche, aber deswegen gehe ich doch zum Tanz — und du kommst mit!“ „Aber ich darf doch nicht“, sagte das Mädchen. „Ach was, „darf doch nicht“, — rief ärgerlich der Bursche aus, — „du wartest eben, bis Vater und Mutter schlafen gegangen sind, nachher springst du zum niedrigen Fenster hinaus, und wir gehen gemeinsam zur Musik. Die Alten brauchen doch nicht alles zu wissen!“ „Ich weiß noch nicht, ob es gehen wird“, sagte noch das Mädchen.

Bald darauf trennten sich die Beiden, nachdem der Bursche dem Mädchen das feste Versprechen abgenommen hatte, um 8 Uhr am Schieroth's Wege zu sein. Der Abend war so schön, wie es der Tag versprochen hatte. Um 8 Uhr trafen sich der Bursche und das Mädchen an der bezeichneten Stelle. Gemeinsam gingen beide den Weg auf Schieroth zu. Der Bursche übermütig und lustig, aber man merkte es seiner Stimme an, daß diese Lustbarkeit nur gemacht war. Hatte er doch mit seinem alten Vater einen unerquicklichen Austritt gehabt und auch mit seiner Mutter, die ihm wegen seines gottlosen Lebenswandels heftige Vorwürfe gemacht hat, die ihn noch jetzt beschäftigten; das Mädchen schen und gedrückt, als hätte sie kommenden Unheil geahnt. Während die Beiden noch darüber sprachen, wie das Mädchen ihre braven Eltern hintergangen, wie sie ihre Sonntagskleider in ihr kleines Kämmerlein eingeschmuggelt hatte, wie sie — kaum daß die Eltern die ersten Atemzüge machten, die ihren Schlaf anzeigten — zum Fenster hinausgesprungen ist — verzog sich drohend der Himmel. Der Mond, der bis dahin sein ganzes Gesicht so freundlich gezeigt hatte, war hinter einer schwarzen Wolke versteckt. Jetzt blickten die Beiden auf — dicke, schwarze Wolken jagten am Himmel, Anzeichen eines nahenden Gewitters. Schen und ängstlich faßte das Mädchen des Burschen Hand. „Jetzt heißt es, schnell laufen, ehe wir naß werden“, sagte Paul, dem es auch gar ängstlich zu Mute wurde.

Ach, wären die Verblendeten diesen Zeichen gefolgt, zurückgekehrt von dem Wege, der sie ins Verderben führte! Aber sie achteten nicht des immer heftiger werdenden Sturmes. Betört von der Lust, an dem Tanzvergnügen teilzunehmen, liefen sie eiligst weiter. Jetzt waren sie am Kreuzwege angelangt. Wie angewurzelt blieben sie stehen. Ein Gewitter entlud sich, das seit Menschengedenken nicht erlebt worden war. Blitz folgte auf Blitz, der Donner machte die Erde beben, laut und immer lauter heulte der Sturm. Es war, als ob die Hölle ihre Geister ausgespien hätte, um alles Lebende zu vernichten. —

Wo aber blieben unsere Tanzlustigen? — — —

So schnell, wie das Gewitter gekommen war, ebenso plötzlich hörte es auf. Es war, als ob es nur etwas gesucht hätte, um es zu zerstören; jetzt, wo das Werk getan war, wurde es wieder friedlich, wie zuvor. Klar glänzte der Himmel, freundlich lächelte der Mond auf die Erde herab. —

An der Stelle aber, wo noch vor kurzem der Bursche und das Mädchen gestanden hatten, lagen zwei große Steinblöcke, die unverkennbare Ähnlichkeit mit den beiden unglücklichen Menschenkindern zeigten.

Später errichteten fromme Leute ein Kreuz an dieser Stelle, wo zwei blühende Menschen für ihr gottloses Leben, für ihre Nichtachtung elterlicher Gebote, ihr junges Leben lassen mußten.

* * *

Gehst du in einer hellen Herbstnacht am Sonntag, an dem dies geschehen ist, um 12 Uhr dort vorbei und schlägst an die Steinblöcke, so rieselt Blut heraus.

Vergiß nicht, für diese Unglücklichen ein Stoßgebetlein zu sprechen, wenn dich um Mitternacht dein Weg dort vorbeiführt!

Vorstehende Sage wird erzählt nach einem Kreuze, das auf dem Wege von Schieroth nach Giegowitz steht. Unter dem Kreuze befinden sich zwei Steinblöcke.

Der Wassermann in der Birawkamühle.

Von

J. Malkusch-Pilchowitz.

„Der Märchen und Sagen schimmernde Welt
Ist wie ein blütenreiches Feld,
Aus dem voll Duft und Farbenpracht
Des Volkes Seele weint und lacht.“

G. Grabowski.

Mannigfältig sind die oberschlesischen Sagen vom Wassermann. G. Grabowski erzählt in ihrem Buche „Sagen und Märchen aus Oberschlesien“ auch die ihr bekannten Sagen von ihm. In diesen Sagenkranz will ich eine Erzählung vom Wassermann (Utoplec) der Birawka und Birawkamühle einflechten.

„Unweit Pilchowitz liegt am Wassergraben, einem Seitenarm der Birawka, die Birawkamühle. Birawka und Wassergraben schlängeln sich hier durch Wiesen und Wald. Die Ufer umsäumen knorrige Eichen, schwarze Kiefern, schlanke Fichten, gelbrindige Weiden, Erlen und kleines Gesträuch aus Haselbüschen, Pfaffenhütchen, Seidelbast u. a. Hier trieb vor einigen Jahren der Wassermann sein Wesen. Die jetzt noch in Pilchowitz lebende Josefa Dluzek, die früher in der Birawkamühle gedient hat und dieses Jahr (1930) 92 Jahre alt geworden ist, kennt den Utoplec. Hören wir, was sie über ihn berichtet:

Früher kam der Utoplec oft in die Birawkamühle. Besonders im Frühjahr, wenn der Eisgang begann, war er unser täglicher Gast. Ich konnte ihn nie leiden; denn er stank nach Schlamm und Wasser. Er sah aus wie ein 14-jähriger Junge, hatte niedrige und runzlige Stirn, graugrüne Augen. Das Gesicht war stets verzerrt. Gewöhnlich kam er in langem Rock und roten Hosen, wechselte aber oft seine Kleidung, die er sich auf einem Schlosse holte. Am liebsten trug er Hosen mit roten und grauen Streifen, einen roten Kittel und eine rote Mütze.

Stillschweigend wurde er bei uns geduldet. Ja, die damalige Herrschaft der Birawkamühle tat alles, um beim Utoplec nicht in Ungnade zu fallen. Der Herr sagte immer: „Mit dem Kerl muß man gut tun, sonst stiftet er in der Mühle, in der Wirtschaft oder beim Vieh etwas Uebles an“. Deshalb erhielt er auch jede Speise, die er verlangte, nämlich Speck, Fleisch, Brot und Butter. Andere Speisen aß er nicht.

Eines Tages kam er erregt in den Hof gelaufen und rief: „Dort am Ufer liegt ein toter Mann!“ Tatsächlich lag dort ein gewisser Schneider Kubassa erdroffelt. Natürlich wurde Utoplec des Mordes verdächtigt. Er bestritt aber seine Schuld, der Mord blieb unaufgeklärt.

Ich wollte gern Näheres über die Herkunft des Utoplec erfahren. Auf meine Fragen, denen er meistens auswich, gab er mir zur Antwort, daß er in Pleß zu Hause und dort von jedem Menschen gekannt sei. Ein Schreiben aus Pleß bewies aber, daß die Behauptung Lüge war.

Durch die unangenehmen Dünste des Wassermannes wurde mir sein Aufenthalt in der Küche sehr oft lästig. Um ihn zu vertreiben, holte ich nur Weihwasser, vor dem der Utoplec das Weite suchte. Einmal wollte ich ihn mit Gewalt hinausweisen. Da ließ sich der Wassermann mit mir in einen Zweikampf ein. Ich warf den Jüngling mit Leichtigkeit zu Boden, griff nach einem Besen und verprügelte ihn jämmerlich. Der Utoplec schrie, sodaß das Hofgestinde zusammenlief:

„Wenn du nur dein Skapulier nicht hättest, würdest du keine Gewalt über mich haben.“ Ich antwortete ihm: „Du bist jetzt endlich erkannt. Du bist ein schlechter Geist, einer der bösen Engel, die von Gott mit dem Aufenthalt im Wasser bestraft worden sind!“ Der Wassermann schämte sich ob seiner Schwäche und verschwand aus der Birawkamühle für immer. Hin und wieder wurde er später von anderen Leuten an der Birawka gesehen.“

Das goldene Ei im Schloßbrunnen.

Von

Rektor Burgund.

Es ist ein Sonnenklarer Oktobertag. Der grasbewachsene Burghof der Ruine Dost war auch an diesem Spätherbsttage der Lummelplatz munterer Wandervögel, die bis in die späten Abendstunden durch Spiel und Sang den düsteren Ort des Verfalls heiter und jugendfroh belebt hatten. Eben sank die Sonne hinter eine finstere Wolkenwand am westlichen Horizont und vergoldete mit ihren letzten Strahlen die altersschwachen Thürme der ehemaligen Schutzburg. Dann senkten sich grauschwarze Schattenschleier auf das verfallene Gemäuer herab. Die singende und spielende Jugend hatte längst den Burghof verlassen, der ihr im hellen Sonnenschein so lieb und traut, im Dunkel der Nacht aber schreckhaft und unheimlich ist. Nur ein Greis, der in einer Ecke des Hofes auf losgebröckeltem Gestein saß und dem fröhlichen Treiben der Jugend sinnend zugesehen hatte, konnte sich von der nachtschwarzen Ruine, der Stätte einer uralten Vergangenheit nicht trennen. Wer selbst am Rande eines langen Lebensweges steht, und nur noch eine menschliche Ruine ist, den schreckt nicht Nacht und Einsamkeit und Verfall. Sein Auge blickte weit ins Vergangene zurück, und zwischen Wachen und Träumen formte es aus Geschichte und Sage die Bilder längst vergangener Zeiten.

In traumberlorenen Sinnen sah der Greis die gespenstigen Mauerreste, wie sie einst ums Jahr 1600 waren. Die Läden schlossen sich, die Mauern wuchsen, hoch aufragten die Burggebäude, der Rittersaal, die Burgkapelle, die Gesellschafts-, Wohn- und Wirtschaftsräume, und in der Mitte des Burghofes gähnte ein tiefer, tiefer Brunnen. Da öffnete sich seitlich im Herrenhause eine Thür, Stimmen wurden laut und flackernder Lichtschein durchbrach die Dunkelheit. Zuerst wurden zwei Frauen sichtbar, die eine hoch von Wuchs, in lange, faltige Gewänder gehüllt, die an Schultern und Ellenbogen weite Puffer bildeten. Ein wehender Federhut schmückte ihr stolzes Haupt, das sich im Lichtschein deutlich von der dunklen Umgebung abhob. Ihr folgte der Herr der Burg, Freiherr von Redern. Sein dürrer, gebrechlicher Körper war von einem kurzen mantelartigen Ueberwurf bedeckt, aus dem die in langen weißen Strümpfen steckenden mageren Beine jämmerlich genug herauschauten. Es war seine Schwester, die eben von ihm ging; aber sie schieden im Unfrieden. Kein freundlicher Abschiedsgruß wurde von den Geschwistern gewechselt.

„Sieh“, hörte der lauschende Greis Frau Margarete von Kolowrat Liebsteinski zu ihrer Begleiterin sagen, „sieh, das alles werde ich von meinem Bruder erben, die stattliche Burg samt ihren reichen Ländern und Dörfern; aber auch das viele Geld und Geschmeide, das der alte Geizhals mir heute so schnöde verweigert hat. Was ich heute

nicht bekam, wird doch in kurzer Zeit mein!" Dabei stieß die lieblose Schwester ein höhnißches Gelächter aus, bei dem der Freiherr zusammenzuckte und den Kopf noch tiefer in die Schultern zog. Ein höhnißches Näckeln glitt auch über sein ausgetrocknetes Gesicht, als er sich in das Haus zurückwandte, gefolgt von seinem, den Armleuchter tragenden Kammerdiener.

Wie ein Irrlicht sah der lauschende Greis den Lichtschein von Fenster zu Fenster huschen, bis er gerade in dem Zimmer ihm gegenüber stillstand. Deutlich sah er durch das Fenster die beiden Männer hantieren, und es war ein geheimnisvolles Tun. Der Diener schleppte ein großes Stück Holzbohle herbei, das in der Mitte eine Vertiefung, einen Schmelzhafen hatte. Auf einem Becken entflamnte er ein offenes Kohlenfeuer, dessen Flammen er mit einem Blasebalg in den Schmelzofen blies. Bald glühte der Hafen über und über. Und nun kam der Freiherr mit einem kostbaren Kästchen in den grellen Flammenkreis. Gold, reines Gold funkelte auf, als er den Deckel öffnete. Mit zitternden Händen griff er hinein, langte Münzen und Schmuck heraus und warf alles in den glühenden Schmelzhafen. Mit funkelnden Augen wartete der Freiherr, bis alles zu einem rollenden, glühenden Goldklumpen geschmolzen war, dann goß er Wasser darauf, daß es hoch emporzischte und alles in Dampf und Qualm hüllte.

Langsam trat das Irrlicht seine Rückwanderung an. Aus der Tür wandte der Freiherr, gefolgt von dem Diener mit dem flackernden Armleuchter. Hin zu dem Brunnen bewegte sich der seltsame Zug. Hier hob der Freiherr den Goldklumpen, der wie ein goldenes Ei aussah, empor, stieß ein höhnißches Lachen aus und schleuderte das kostbare Ei hinab in den tiefen, tiefen Brunnen. „Dort unten“, rief eine gräßliche Stimme, „wirst du sicher liegen vor schnöder Habsucht; denn ein Kind wird dich behüten, das in weiße Gewänder gehüllt ist und grüne Augen hat, und das ist der Tod. Nur ein Sonntagskind, das frei von Sünde ist, wird den Schatz heben, wenn es in der rechten Stunde hier an den Brunnen kommt.“

Nach dieser Beschreibung kehrte der seltsame Zug, wie er gekommen war, in das Schloß zurück. Das Licht erlosch und mit ihm das Traumgesicht des lauschenden Greises. Die stattliche Burg schrumpfte wieder zusammen, bis nur die armseligen Ruinen geisterhaft in den Nachthimmel aufragten.

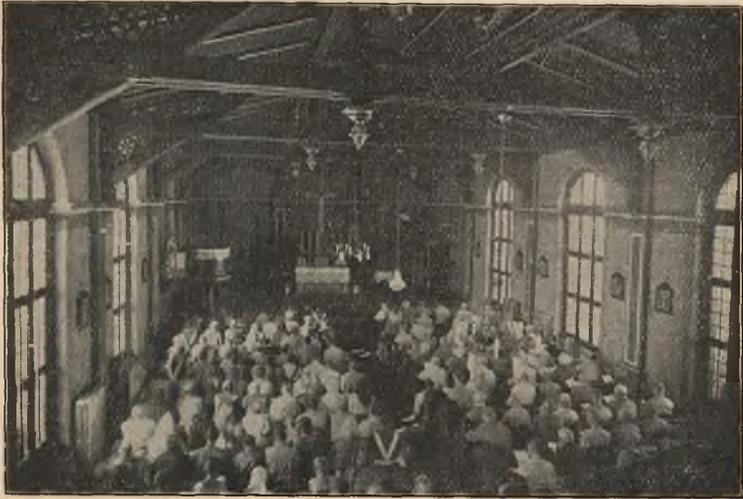
Mehr Tier- und Pflanzenschutz.

Lieber Leser, liebe Leserin!

Vorstehende Anrede ist deshalb gewählt, um unsere Leserschaft auf ein sehr wichtiges Kapitel besonders aufmerksam zu machen, das sie nicht nur durchlesen, sondern auch beherzigen möge. Wir wollen im folgenden über Tier- und Pflanzenschutz schreiben und uns nur auf die notwendigsten Ausführungen beschränken.

Naturschutz bezweckt, Interesse zu wecken an der unversehrten Erhaltung der Naturschönheiten. Dazu ist erforderlich, die Eigenarten und Schönheiten recht kennen zu lernen; denn Naturschönheiten gibt es überall. Gelegenheit, sie zu schauen, ist in Uebersülle bei den Spaziergängen und Ausflügen vorhanden. Unverstand, Zerstörungslust und Eigennutz verursachen oft unerseßlichen Schaden an Heimatflur und Heimatforst. Möchte doch jeder beitragen zur Rettung der einheimischen Tier- und Pflanzenwelt!

Tierschutz. Die Tiere beleben die Natur, Haus und Hof und machen uns die Heimat lieber und wertvoller. Schutz und Schonung verdienen a) Haus- und Hoftiere, besonders das Pferd. Qualen bereiten wir ihm manchmal durch An- und Abschirren, Last, Zug, Antrieb und Lauf. Als Folterwerkzeuge wirken mitunter: Sporen, Peitsche, Gebiß und Zügel. Scheuklappen sollten ihm keinesfalls mehr gegeben werden. Der Stummelschwanz, den wir öfters bei sog. herrschaftlichen Pferden sehen, zeugt von Rohheit. Womit soll sich das arme Tier der Stechfliegen erwehren! Erleichterung bringen im Winter Spitzeisen bei Glatteis, Pferdeschuhe und Decken beim Stehen. Wie werden oft die Zugtiere mißhandelt auf schlechten Transportwegen bei Wege- und Hausbauten! Auf abschüssigen Wegen sollten Tierschilder angebracht werden: „Schühet die Zugtiere“ und auf öffentlichen Plätzen, wo öfters viele Pferde längere Zeit stehen, Tränkbearbeitungen. Auch der Hund als Wachtier ist mancherlei Quälereien ausgesetzt. Das Los des Ketten-



Die Kapelle in der Landesheilkunst in Tost.

hundes ist erbarmungswürdig, und die Dressur des Hundes ist oft eine Grausamkeit. Verwerflich ist das Necken und Steinwerfen der Knaben. Die Hütte muß besonders im Winter gegen Zugluft und Kälte abgedichtet sein und Trinkwasser hingestellt werden. Waschen und Kämmen sind nicht zu vergessen. Schlachttiere sind erst zu betäuben. Koscher-schlachtung bereitet bestimmt große Qualen und sollte endlich gesetzlich verboten werden. Küchengeräusamkeiten, wie lebende Karpfen abschuppen, Male enthäuten, lebende Krebse allmählich kochen. Der Angelfport und das Quälen der Kagen sind ebenso verwerflich. Gefangene Fische sind bald zu töten.

Schühet die jogen. geächteten Tiere: Igel, Frosch, Fledermaus, Gule und Bussard zu töten ist strafbar! Der Maulwurf ist ein Gehilfe im Kampf gegen Bodenungeziefer. Ein gefangener Maulwurf verzehrt in einem Tage 150 Engerlinge. Es besteht eine Verfügung des Doppelner Regierungspräsidenten zum Schutz des Tieres.

Schutz verdient b) das Wild. Die Niederjagd sollte nur mit Hunden geschehen. Man soll das Wild weder jagen noch erschrecken und junges,

scheinbar hilflos und verlassen gefundenes Wild niemals anfassen; denn das vom Menschen angefaßte Junge wird von der Mutter nur selten wieder angenommen. Gott hat den Menschen wohl als Beherrscher über die Tierwelt gesetzt, aber nicht als ihren Quäler. Von Haus und Hof begeben wir uns nun in die Freinatur. c) Vogelschutz. Die Vogelnest bedarf vor allem sorgfältiger Schonung. Sie bietet ganz bedeutende wirtschaftliche Vorteile durch den Insektenfang und den einzigen und sichersten Schutz gegen die großen Waldverwüster, z. B. Eichenwickler, Floreule, Nonne. Ohne Vogelfang und Vogelflug wäre die Natur tot und leer. Die Beobachtung des Vogel Lebens bietet viel Freude; wir brauchen nur zu denken an die Vogellegenden, Frühlingsboten, Glücksbringer. Wer ein Vogelnest weiß, verschweige sein Geheimnis. Ein Vogel paar braucht für sich und seine Jungen täglich etwa 300 Raupen, z. B. in 10 Tagen Nahrungszeit = 3000 Raupen. Ein Meisen paar vertilgt in einem Tage bis 3000 Eier des verheerenden Kiefernprozessions spinners. Neben der Vogelpflege durch Anlage künst-



Eine Barke auf dem Klodnikskanal bei Plawniowitz, die durch Menschenkraft fortbewegt wird.

phot. E. Boberski, Rudzinitz.

licher Nist- und Brutkästen und von Futterplätzen im Winter. Die Anlage von Vogelschutzgehölzen bringt große Erfolge. Hoch und gefühllos ist das Sammeln von Eiern brütender Vögel, das Rauben von Jungen und Zerstören der Nester, Blendern von Lockvögeln und Fang mit Schlingen und Leimruten; verboten ist das Schießen mit der Luftbüchse! Schutz der Stubenvögel vor Sonne und vor ihrem größten Feind, den Milben.

d) Insektenschutz. Auch die Insektenwelt hat Anspruch auf Schonung. Von Verrohung zeugt es, wenn Kinder nach jedem Schmetterling und jeder Libelle schlagen und sie fangen, jeden Käfer, Wurm, jede Schnecke verfolgen, töten, quälen, damit spielen, sie zerdrücken und lebendig spießen. Werdet zu Beschützern der armen Verfolgten. Große Mitschuld trägt hierbei Gleichgültigkeit und Leichtsinns der Eltern. Besonders werden Opfer achtlosen Spiels und der Sammelwut Schmetterlinge, Maulkäfer, Kröten und Blindschleichen. Jeder bedenke, daß die Worte der hl. Schrift immer noch zutreffen:

„Der Gerechte erbarmt sich des Viehes,
das Herz des Gottlosen aber ist grausam!“

Pflanzenschutz. Verbreitet den kleinen Tierschutzkalender! Im Walde sollten nicht Bäume und Buschwerk ohne Not gefällt werden. Die Natur braucht Jahrzehnte und Jahrhunderte zu ihrem Bau. Unvernunft zeigt sich im Abreißen der Rätzchen von Weiden- und Haselbusch, farbenprächtiger Blütenzweige und Ausreißen von Waldpflanzen mit Wurzeln, wodurch ganze Pflanzenarten aus den heimischen Wäldern verschwinden. Schonet die wilden Blumen, es sind ihrer nur noch so wenige. Sinnlos ist das Rindenschneiden, verwerflich das achtlose Bertreten von Blumen am Wegrain, Zerbrechen der Aehren am Feldesrand und Suchen von Kornblumen im reisenden Aehrenfelde, Abreißen von Obst an Straßenbäumen.

An Gewässern und Sümpfen berauben wir durch abgeknickte Weidenruten, zerbrochene Wasserrosen, zertretenes Schilf diesen alle Schönheit. Im Garten sollten wir nicht alte Hecken ausrotten und durch rostende Drahtgepinste ersetzen. Edle Freuden bietet Blumenpflege im Zimmer, Fenster und Balkon. Hier möchten wir die Bemerkung einfügen, daß ein Schulgarten bei keiner Schule fehlen sollte.

Jeder Frevel an Bäumen, Blumen und Früchten in Anlagen, Wald und Feld ist eine Veründigung an Gottesgebilden, die keine Menschenkunst wieder herstellen kann. Fordern wir stets, daß die Kinder das Geflüchte wirklich nach Hause mitnehmen. Die Last des Tragens wird zur abschreckenden Lehre für später werden. R. K.

Quellen: C. Flötgen, der deutsche Staatsbürger. Schlesiſche Tierschutzzeitung, Schweidnitz. Ostdeutscher Naturwart, Biegnitz.

Jugendpflege und die hauswirtschaftliche Erziehung unserer Jungmädchen.

Von

Bezirks- und Kreisjugendpflegerin Maria Schega-Tost.

Der Ruf nach einer gediegenen hauswirtschaftlichen Erziehung unserer jungen Mädchen dringt laut durch unsere Tage. Grund hierfür ist die wachsende Erkenntnis von der Bedeutung der Hausfrauenarbeit für die Familie, die Volksgemeinschaft und die gesamte Volkswirtschaft. Wenn die Forderung einer gründlichen hauswirtschaftlichen Ausbildung besonders oft und nachdrücklich in Oberschlesien erhoben wird, so ist dies darin begründet, daß den oberschlesischen Frauen infolge ihrer schlechten wirtschaftlichen Lage und dem dadurch bedingten Verdienstmüssen der Töchter und Mütter der Sinn für die geordnete Häuslichkeit und das gemütliche Heim vielleicht mehr als den Frauen anderer Landesteile abgeht. Dazu genießt nur ein sehr kleiner Teil der oberschlesischen Schulmädchen den Segen des hauswirtschaftlichen Unterrichts der letzten Schuljahre und die Mädchenberufsschulbewegung steht erst in ihren Anfängen.

Diesem Mangel sucht die Jugendpflege durch Einrichtung von hauswirtschaftlichen Lehrgängen, Nähstuben, Wäscheparkassen und verschiedenen anderen Kursen abzuwehren. Im Kreis Tost-Gleiwitz wurden im Winterhalbjahr 1929/30 außer den Kursen der Wanderhaus-

haltungsschule hauswirtschaftliche Lehrgänge gehalten in Lost, Gaband, Ostropa, Schönwald, Pilchowitz und Rudnau. Wenn die Einrichtung der Lehrküchen in Langendorf, Dworog, Kamieniez und Brzezinka beendet sein wird, ist die Möglichkeit solcher Kurse auch für diese Orte gegeben. Die Lehrgänge dauern 2—6 Monate, eine äußerst kurze Zeit, wenn man den großen Umfang des Lehrstoffes und die verhältnismäßig hohe Zahl der Kochschülerinnen (bis 24 in einem Kursus) bedenkt. Die Leiterin ist eine technische Lehrerin oder eine Ordensschwester, wenn der Lehrgang in der Schwesterstation stattfindet. Da diese Lehrgänge für die Töchter der wirtschaftlich schwächsten Bevölkerungsschichten gedacht sind, müssen die finanziellen Mittel zur Deckung der Unkosten von Gemeinde, Kreis, Provinz und Staat aufgebracht werden; die Mädchen selbst sind kaum in der Lage, das geringe Endgelt für den Ankauf des Kochmaterials zu tragen.

Wie wichtig die hauswirtschaftlichen Lehrgänge für unsere Mädchen und Frauen sind, zeigt ein Blick in den Lehrplan derselben. Der Unterricht gliedert sich in den theoretischen und praktischen, die fünggemäß miteinander wechseln. Die Theorie ist bei den Mädchen wenig beliebt, eines Teils darum, weil sie in der Zeit zwischen Schule und Kursus der geistigen Beschäftigung entzogen waren, dann aber auch, weil ein großer Teil unserer Landmädchen mit Unbeholfenheit und Schwierigkeiten im Gebrauch der deutschen Sprache zu kämpfen haben, ein Moment, daß gerade bei der Eigenart Oberschlesiens als Grenzland besonders Beachtung verdient. Der Unterricht erstreckt sich auf Kochen mit Nahrungsmittellehre, Baden, alle Arten von Hausarbeit, Ausbesserungs- und einfache Näharbeiten, Gesundheitslehre, häusliche Krankenpflege, Säuglingspflege, Lebens- und Staatsbürgerkunde, Deutsch, Rechnen, Volkslied und Volkstanz. Immer wird darauf geachtet, daß er lebensnah gestaltet wird und in allen seinen Teilen die Verhältnisse der jungen Mädchen berücksichtigt. So kommt es beim Kochen darauf an, die gute geschmackvolle Zubereitung der täglichen Hausmannskost unter möglichster Verwendung der im evtl. eigenen landwirtschaftlichen Betrieb erzeugten Lebensmittel zu lehren, die Wichtigkeit der Gemüse und das richtige Kochen derselben zu zeigen, sich mit modernen Ernährungsfragen (Vitamine, Rohkost) auseinanderzusetzen, zu Alkohol und Nikotin Stellung zu nehmen und im Anschluß daran gärungslos Fruchtsaft herzustellen usw. Der Backunterricht lehrt in erster Linie die Bereitung des täglichen Brotes, und zwar des Roggenbrotes, dann erst des Feiertagskuchens. Bei der Hausarbeit werden die Mädchen hingewiesen auf die Wichtigkeit der Erleichterung ihrer Arbeit durch Anwendung von Maschinen und anderer technischer Hilfsmittel; nur so kann die Hausfrau, besonders die ländliche Hausfrau, die in höherem Maße als andere Berufe an Arbeitsüberlastung leidet, hin und wieder ein Stündchen auch für die Familie freibekommen. Der Nähunterricht fordert zuerst Abseignung der notwendigen Kenntnisse und Fertigkeiten im Stopfen, Flickern und aller Art Ausbesserungsarbeiten, dazu Unfertigen der einfachsten Wäschestücke; erst wenn dies vollendet, dürfen die Mädchen nach freier Wahl andere Arbeiten verrichten, wobei der Bildung des guten Geschmacks das Hauptaugenmerk zugewendet werden muß. Die Gesundheits- und häusliche Krankenpflege belehrt über die Verhütung von Krankheiten, über das Krankenzimmer und die Behandlung desselben, die Krankenkost, die ansteckenden Krankheiten, das Desinfizieren usw. Der Unterricht in Säuglingspflege beschäftigt sich mit der Ernährung, Pflege und Erziehung des Säuglings und geht besonders auf landläufige Fehler ein. Besonders beliebt sind bei den jungen Mädchen die Stunden in Lebens- und Staatsbürgerkunde. Fragen wie: „Wie stehe ich zu meinem Beruf?“, „Pflichten und

Rechte gegenüber der Familie“, „Meine Stellung zum Jungmann“, „Frauenrechte und -pflichten im neuen Staate“ usw. erwecken lebhaftes Interesse, und die Zeit einer Stunde wird für diese Aussprachen immer zu kurz. Der Deutsch- und Rechenunterricht schließt sich ganz besonders den praktischen Bedürfnissen des täglichen Lebens an. So werden leichte Geschäftsaufsätze geschrieben, Formulare ausgefüllt, Kochrezepte berechnet usw. Endlich ist zum Volkslied und dem Volkstanz je eine Stunde im Wochenplan der hauswirtschaftlichen Kurse eingeräumt. Die oberschlesischen Mädchen singen gern, und es ist eine dankbare Aufgabe, sie mit dem reichen Viederschatz unseres guten deutschen Volksliedes vertraut zu machen; sie tanzen auch gern, nur müssen sie erst die Scheu vor dem Ausgelachtwerden überwunden haben.

Die Nähstuben und Wäscheparkassen sind in der Regel mit den Schweisternstationen verbunden. Die Wäscheparkassen erfreuen sich besonders dort großer Beliebtheit, wo die Mädchen durch ihre Arbeit in der Fabrik oder in der Landwirtschaft tagsüber festgehalten sind und ihnen so am Abend Gelegenheit geboten wird, nähen zu lernen um sich eine solide Aussteuer zusammensparen zu können. In Oberschlesien arbeiten gegenwärtig 179 Wäscheparkassen mit 3573 Teilnehmerinnen.

Der Vorbereitung unserer Jungmädchen auf ihren künftigen Beruf als Hausfrau und Mutter dienen noch verschiedene andere kleinere Kurse, die von den Kreisjugendpflegerinnen den örtlichen Bedürfnissen entsprechend eingerichtet werden. Da gibt es Lehrgänge in Serbieren und Tischdecken, Plätten, in Säuglingspflege, Krankenpflege usw.

All diese Kurse haben für unser Volk unberechenbaren Wert. Die Erfahrung lehrt uns, daß das Glück so vieler junger Ehen zerbricht an den kleinen Unzulänglichkeiten des Alltags; im Nichtkochen-, Nichtenteilen-, Nichtsparenkönnen der Hausfrau, daß aber umgekehrt der Grund zur Wohlhabenheit der Familie nicht nur durch das Geldverdienen des Vaters, sondern ebenso vielleicht noch mehr durch das vernünftige sparsame Wirtschaften der Mutter gelegt wird. Wir wissen auch, wie der tägliche Verbrauch im kleinen Haushalt im engsten Zusammenhang unsere Volkswirtschaft steht. Deswegen ist die Vermittelung von Kenntnissen und eines möglichst hohen Maßes von technischem Können auf allen Gebieten des Haushaltes für unsere Mädchen notwendig, noch notwendiger aber und viel wichtiger ist die Pflege des Charakters. Die gesamte Jugendpflegearbeit muß helfen, in den Mädchen alle jene Eigenschaften zur Entfaltung zu bringen, die wir zusammengefaßt die heimischaffenden Kräfte der Frau nennen: Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, Sparsinn und Freude am Selbsterarbeiteten, vor allem aber echt frauliche Güte und selbstlose Liebe, die nicht nach eigenen Wünschen fragt, sondern immer und zuerst das Wohl der anderen im Auge hat. Nur im Besitz dieser Herzensbildung wird es der späteren Hausfrau und Mutter gelingen, ihre Lebensaufgabe zu erfüllen: durch ihre helfende Güte Seele und Mittelpunkt ihrer Familie zu werden, durch ihre dienende Liebe den Ihrigen ein Heim, einen Hort des Friedens zu bereiten.

Unterhaltung

Der alte Musikant.

Die kleine Stadt ist jäh und unsanft aus ihrem Dornröschenschlaf geweckt worden. Marmrierende Nachrichten fliegen wie grelle Blitze unheilvoll durch die winkligen Straßen. Die Polen kommen! Der Aufstand ist von neuem ausgebrochen! Er tobt ärger als bisher. Er dehnt sich aus. Aber Gott behüte uns in Gnaden — bis in unseren Grenzwinkel wird er wohl nicht vordringen — ? —

Schon in der nächsten Nacht fallen mit rollendem Nachhall die ersten Schüsse. Noch dumpf und entfernt — aber doch deutlich genug, um die unruhig Schlafenden aufzuwecken. Bleiche Gesichter starren mit schreckgeweiteten, bangen Augen in die klare Mondnacht, die verflärenden Silberflimmer über die niedrigen Dächer streut. Sommerlich warm strömt die Nachtluft durch geöffnete Fenster. Der Holunder duftet in betäubender Süße. — Aber der Friede ist scheinbar. Tack-tack-tack. Deutlich knattert ein Maschinengewehr. Ueber der fernen, dunklen Waldlinie flammt ein grellgrüner Blitz — eine Leuchtkugel. In einem Gehöft schlägt dumpf knurrend der Wachhund an. Es ist das Signal für ein allgemeines, klagendes Gebell und Geheul. Fast jede Wirtschaft hat einen Kettenhund. Jrgendwo weint ein Kind, das im Schlafe aufgeweckt wurde. Abwartend — in schwerfälliger Unentschlossenheit hocken die Leute im Bett. Die Frauen haben den Rosenkranz vom Pfoften genommen und um die kalten Handflächen gewickelt.

„Gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus — der für uns Blut geschwizet hat“, stammeln zitternde Lippen.

Am Morgen wird der Selbstschutz in fliegender Eile organisiert. Bange Stunden vergehen. Niemand hat Lust zum Arbeiten. Mit untergeschlagenen Armen stehen die Leute in Gruppen in den Türen und unterhalten sich flüsternd.

Gegen Abend Gesang und taktmäßige Schritte. Ein Trupp Freiwilliger kehrt von der Ablösung heim. Es sind junge Leute — übermüdet, verstaubt — aber gutgelaunt. Sie schwenken grüne Birkenzweige und lachen die Angst aus verstörten Gesichtern fort. „Keine Sorge — sie sind zurückgegangen!“ „Verluste?“ Ein Bedächtiger fragt es.

„Ja — drei Tote.“ Schwere Pause. Ein junges Weib seufzt zitternd. Ihr Mann ist auch mit ausgerückt.

* * *

Die Sonne brennt heiß auf die schlichten Särge, die die ersten Opfer bergen. Ein welker Jasminstrauch ist ihre einzige Zier. Die kleine Stadtkapelle bläst eine traurige Weise. Die Musikanten gehen langsam. Der Trompeter, der alte Müller, lahmt seit ein paar Jahren. Er hatte seinen messingenen Liebling, der so lustig bei Tanz und Hochzeit seine schmetternde Stimme erhob, schon lange ins Futteral gesteckt und in die Tiefe des wurmfressigen Schrankes versenkt. Der alte, kränkelnde Mann brauchte seinen Feierabend. — Aber als der Kapellmeister in sein kleines Stübchen trat und bittend sagte: „Müller, ob es

noch einmal geht?“ Ihr Ersatzmann ist beim Selbstschutz. Und nun bringen sie die ersten Särge. — Wir müssen doch den braven Kerls, die ihr junges Leben für unseren Frieden opferten, soldatische Ehren erweisen und sie mit Musik zu Grabe geleiten. Das einzige, was wir für sie tun können — wenig genug“, — da hat ihn der alte Mann hastig unterbrochen: „Es muß gehen! Das wäre noch schöner — wo ich meinen lieben Jungen auch beim Selbstschutz habe — —“

Es geht auch — aber schwer. Das Herz des Graubarts krampft sich zusammen, als er zum Zwischenspiel ansetzt: „Ich hatt' einen Kameraden, einen besseren findst du nit —“ Während sie draußen die Ehrensalbe über das große, offene Grab abgeben, holpert ein Bretterwagen über das schlechte Pflaster des Ringes. Auf einer Strohschicht wackelt ein Kopf mit einer blutenden Wunde. Neugierige strecken die Hälfe. „Da bringen sie wieder einen! Wer mag's och sein?“

„Seid stille“, sagt der Fuhrmann und winkt mit dem Peitschenstiel. „Er ist tot.“ Mit harten Fingern legt er eine alte Platte über die gestreckte junge Gestalt. Aber die lange Bartschen hat doch einen Blick in das wachsbleiche Gesicht des stummen Fahrgastes getan. Und nun kreischt sie auf: „Es is der Müller-Anton! Ich hab'n erkannt.“ In die schwere Stille, die ihren Worten folgt, weht der tändelnde warme Wind vom Friedhof ein paar Musikttöne: „Eine Kugel kam geflogen — gilt sie mir oder gilt es dir —“ Langsam, mit nach innen gekehrten Blicken, wandert der alte Stadtmusikant heimwärts. Es tut ihm weh, daß die Böglein singen und warme, goldene Sonnenstrahlen die Landschaft verklären. Sein müdes Herz ist voll Gram und Trauer über den unseligen Parteizwist. Er achtet nicht auf die mitleidigen Blicke, die seine gebeugte Gestalt streifen. An der Ringede stolpert ein Taktloser auf ihn zu, um eine ungeschickte Beileidsäußerung anzubringen. Aber es wird ihm doch schwül, als der Graubart mit Augen, die immer größer werden, ihn anstarrt. Und nun gurgelt ein Schrei.

„Mein — mein Anton — is es?“

„Ich dachte, Se wissen's schon“, murmelte der andere und sieht scheu zur Seite.

Mit beiden Händen greift sich der Musikant ins weiße Haar, wühlt es verzweifelt durcheinander: „Fesses — mein Junge!“ Dann taumelt er die Straße hinan wie ein Trunkener.

* * *

Am nächsten Morgen spricht der alte Müller bei seinem Kapellmeister vor. Gebeugt — zusammengefallen — mit leidenschweren Augen lehnt er sich an den Türpfosten. Der Kapellmeister drückt ihm stumm und warm die Hand: „Ich weiß schon, was Sie wollen, Herr Müller. Sie kommen mir absagen.“

Aber der greise Musikant unterbricht ihn mit einer müden und doch entschiedenen Gebärde: „Nein, ich trete nachmittags mit an. Wollte mich nur nach der Zeit erkundigen. Sie brauchen mich — es muß gehen!“ Er atmet tief auf und rückt dann an seinem ausgedienten Filzhut.

Nachmittags ist er pünktlich zur Stelle — stellt sich ins Glied — setzt die Trompete an die wolken Lippen. Erst ein paar gurgelnde Mistöne. Allmählich Klang — seelenvoller, unsagbar trauriger Klang: „— ihn hat es weggerissen — er liegt vor meinen Füßen — als wär's ein Stück von mir — —“

Die große Posaune.

Von

Robert Kurpiun.

Er war eine Hauptperson im Städtchen, der alte, biedere Liborius Struppel, die Ordnung, Gewissenhaftigkeit, unnachsichtliche Strenge und Grobheit in einer Person. Tagaus, tagein, vom Frühhahnenstreich bis zu der Gule Nachtruß, vom ersten Frühlingstage, sobald das neugierige Schneeglöckchen sich aus der grauen Erde befreite, bis dahin, wo der schneegeschwängerte Herbststurm die letzte Sonnenfreude aus dem Lande fegte, wanderte Herr Liborius Struppel durch die Gänge und um die Beete des Stadtparks, seines strengen Amtes waltend.

Wehe, wenn Herr Liborius Struppel, weiland Königlich preussischer Unteroffizier und Stabstrompeter, danach wohlbestallter Eisenbahnweichensteller erster Klasse und jetzt, im Ruhestande, aus wirtschaftlichen, Natur- und Kriegsgründen, ehrsamere städtischer Parkpfleger und Aufseher, bei seinen feierlichen Umgängen auf verbotenen Wegen antraf! Er hatte nichts zu lachen.

Schon das Außere des breitschultrigen, großen Mannes löbte — aus der Entfernung betrachtet — allerlei Respekt ein. Kam der Riese näher, so tauchte in dem hageren Knochenantlitz eine mächtige Adlernase auf, darunter ein grimmiger Schnauzbart, wie zwei Fuchschwänze groß, und darüber ein von dichtem Buschwerk umwuchertes Augenpaar, aus dessen tiefen Gewittergründen Blitze auf jeden Nebeltäter hervorschoßen. War dieser aber nahe genug heran und hatte es zu bliken aufgehört, so schaute er in die Augen eines großen Kindes von siebzehn Jahren. Und sie leuchteten so blau, wie Kornblumen im Feld nach Sonnenaufgang, und so tief, wie ein klarer Brunnen, worin sich der hehre Gotteshimmel nach einem entlassenen Gewitter spiegelt.

Wirklich furchterregend an Herrn Liborius Struppel aber erscholl die aus seiner breiten Brust daherfahrende mächtige Stimme. Ihr Donner übertönte alles und gellte dem Sünder wie die Stimme des Gerichts in den Ohren. Sie erreichte ihn im entferntesten Teile des Parks oben in den Tannen: sie überraschte ihn hinter den haushohen Halden im dichtesten Buchengebüsch, nachdem die scharfen Blitze augen ihre erspähende Arbeit mit Erfolg, verrichtet hatten. Und wie fuhr sie ihn an! Ob die Flut der tadelnden, drohenden, niederschmetternden oder vernichtenden Worte nach dem großen, mittleren oder kleinen Jornlexikon hervorbrach, war unerheblich. Schon das kleine genügte, um wie ein Hagelwetter auf den Sünden, den Bur, den Pieron, den Hacher, den Malefizkerl niederprasseln. Herr Liborius Struppel hatte seinerzeit in der Regimentskapelle das große Bombardon voll Kraft und Innigkeit geblasen. —

War eine gottvergeßene Zeit, der nun schon dreijährige Krieg, Der böse Hunger, die fressende Not, der Mangel väterlicher Zucht hatten namentlich unter der Jugend Verheerungen angerichtet. Der Stadtgärtner war auch ins Feld gerückt; etliche alte Männlein und Weiblein hielten mühsam den großen Park sauber, angelernt und übermacht durch die obrigkeitliche Würde von Herrn Liborius Struppel, die sich äußerlich in einer alten, blauen Dienstmütze mit dem Gemeindepappen daran, einen dicken Eichenstod gegen schwere und einer schlanken Haselgerte gegen leichte Bergehen kund und bemerkbar machte. Mit der letzten namentlich versuchte er in der schlimmen Zeit, wo aller Ersatz war, die fehlende väterliche Einwirkung auf die Hofenböden der Nach-

kommenschaft zu ersetzen. Wäre oft sehr vonnöten gewesen, wurde aber doch nur selten durchgreifend besorgt. In den meisten Fällen behielt es bei Donner und Blitz ohne Einschlag sein Bewenden.

„Ihr Malesfizkerle verpuchte! Nennen die dreimal ungewaschene Rüssels wieder über den frischen Nasen! Hat's nicht genug Wege im Park, ihr Sauköpfe elendige! Natürlich, wieder die Realkhüler, wie immer! Wart't, ich werd euch das Fell über die langen Ohren ziehen, ihr Banditenpad verpuchtes!“

Und der Alte setzte sich schnaufend in Eiltempo, die Uebeltäter zu greifen, die um die Beete herum die wilde Verfolgung der flüchtenden Rüssen hinter Warschau mimten. Ob sich in Uenderung der Rollen der Alte auch noch so mühte, die entsetzten russischen Bösewichter zu erwischen, wenn er auf dem Tatort erschien, waren sie über alle Berge und warfen ihm aus gesicherter Aufnahmestelle höhnische Spotttrufe herüber.

„Große Posaune! Große Posaune! Jericho!“ Dieser Ruf entrüstete Viborius Struppel in besonderem Maße. Atemlos vom schnellen Lauf, erhitzt und zornig, rot wie ein Puter, wollte der Alte die Verfolgung fortsetzen. Doch der Wind war ihm ausgegangen. Nur ein ohnmächtiges, unterdrücktes Gebrumm entfuhr dem Gehege seiner Zähne, untermischt mit ein paar zuckenden Blitzen aus dem abziehenden Gewitter der großen, zornfunkelnden Augen.

„Nun, Herr Struppel, warum so böse?“ Ich war ein häufiger Besucher des Parkes und hatte meine stille Freude an dem Alten.

„Ach, Herr Doktor, die verpuchten Sauköpfe, die elendigen haben wieder . . .“

„Ich bin nicht Doktor, Herr Struppel, Sie wissen's doch.“ Er sollte auf andere Gedanken kommen, sich beruhigen. Damit glaubte ich ihm zu helfen. Später erfuhr ich, daß man das Gegenteil damit bei ihm erzielte.

„Für mich sind Sie der Herr Doktor.“

„Ich hab' kein Anrecht auf diese Würde.“

„Ganz egal! Ich les' Ihre Bücher, und wer so schreiben kann, daß einer dabei lachen und zugleich weinen muß, so von drinnen raus, der ist wie ein richt'ger Doktor, der die Leute gesund machen will.“

„So so! Also ein Medizinmann?“

„Jawoll, Herr Doktor! Sehn Sie zum Beispiel: Ich les' im ganzen Winter, wo hier Schnee liegt, viel die Zeitung, auch Bücher. Das ist rein wie behext! Immer und immer ein Weib zwischen zwei Kerlen, oder noch schlimmer, ein Kerl zwischen zwei Weibern. Wie die Kater im März! Der Deumel soll das holen! Als ob die ganze Welt bloß von ein paar Weibern verrückt gemacht wird!“

„Und bei mir?“

„Schwerenot, Herr Doktor; da ist doch noch was andres bei! Sehn Sie, ich bin vierzig Jahr mit meiner Lotte zusammen, glücklich, und bin dem Herrgott dankbar für jede Stunde, die er uns dazu geschenkt hat. Denn meine ist ein Weib, das der Herrgott am Sonntag geschaffen hat. Jedes rechte Weib ist für den Mann wie der schöne, stille Sonntag. Aber dabei sollen wir nicht vergessen, daß dazwischen immer sechs Werkstage liegen, heiß und schwer, wo man verpucht anderes zu denken und zu tun hat, als hinter jeder Schürze herzumieseln. So soll's auch in den Büchern sein, Herr Doktor. Das find ich bei Ihnen, und drum nenn' ich Sie so.“

Nichts zu machen; ich blieb für den Alten der Doktor, und es bildete sich zwischen uns eine Art Seelenharmonie heraus, die durch meine fleißigen Parkgänge ständig bereichert wurde. Der Alte war immer da und versah sein Amt mit geradezu rührender Hingabe.

Oft sah ich ihn vor seinen Beeten und Büschen stehen und mit seinen Erdkindern in Frage und Antwort beredete Zwiesprache halten.

„Siehst, du, alter Junge! Ganz gut, daß man mal kurz gehalten wird. Jeze da hast du einen ganz anständigen Wuschellopf, und vorher da wollten dir alle Haare ausfallen. Gebrummt hastest nich schlecht, aber jeze, da bist zufrieden, gelt?“ — Der also Angeredete war ein ehrbarer Weidenstrumpf, der durch kunstgerechten Schnitt eine dicke Krone erhalten hatte.

Und einer sehr bejahrten Kastanientante machte Herr Liborius ernsthaftes Vorhaltungen, daß sie jedes Jahr noch immer hunderte von Kindern in die Welt setze, ohne sich um deren staatsbürgerliche Unterbringung und Nuzbarmachung im geringsten zu sorgen. So unterhielt er zu allen seinen Pflieglingen die engsten persönlichen Beziehungen.

„Der Park ist ein großes Heerlager“, versicherte er eines Tages stolz. „Alle Waffen sind hier vertreten. Sehn Sie dort hinten auf der Höhe die sechs großen, hochbeinigen Kiefern in zwei Gliedern! Von



Schule in Smolnitz.

weitem, gegen den Abend gesehen, sind sie wie eine Kavalleriepatrouille, die über den Berg heraufkommt. Und hier diese Blausichten, „Prachtkerle“, — der Alte strich zärtlich über das blanke Nadelwerk der stattlichen Koniferen — „das sind meine Offiziere, immer wie aus dem Ei gepellt. Und der größte dort, das ist der General!“ Dabei klappte der Alte die Hacken zusammen und legte mit humorvollem Ernst die Rechte vorschriftsmäßig an die Mühe.

„Und die roten Salvien drüben?“ fragte ich.

Da nahm das Antlitz von Herrn Liborius Struppel ein äußerst pfißiges Aussehen an. Um die Schnurrbartenden zuckte es, hinter den buschigen Braunen wisperten Schelme. Verschmizt kniff der Alte das linke Auge zu, legte die Hand vor den Mund und raunte mir zu: „Das sind die süßen kleinen Mädchen, Herr Doktor! Aber bloß für den Sonntag, wenn der Soldat Urlaub hat, verstanden?“

So hatte er all sein Heeresvolk im Park sinnvoll gruppiert und fest in der Hand, während draußen im Feld die Heereszäulen der ganzen

Welt aufeinanderstießen und über blutgetränkte Felder dahinstampften.

„Jeße, da muß ich fort, Herr Doktor! Sehn Sie, dort kommt wieder so'n Bug, 'n Hacher von Landstreicher, 'n feindlicher Spion, der sich in meine Stellung einschleichen will. Den werden wir gleich abfangen.“

Ich sah noch nichts. Das alte Soldatenauge durchspähte auch das dicke Gehölz. Er verschwand. Augenblicklich darauf hörte ich seine schmetternde Stimme auf den gefährlichen Spion loshauen und sah den abgeschlagenen Feind querüber schleunigst das Feld räumen.

Eines anderen Tages saß ich allein auf einer versteckten Bank in unmittelbarer Nähe einiger Gemüsebeete, die Struppek für die städt-Kriegsküche fürsorglich angelegt hatte. Sie stießen an ein dichtes Gebüsch.

Jetzt löste sich daraus ein etwa zehnjähriger dürftig gekleideter, hochwängig blasser Junge, raufte etliche Radieschen aus, wischte mit der Hand die Erde ab und verschlang heißhungrig einen Teil seines Raubes. Plötzlich tauchte dicht hinter ihm aus dem Buschwerk der Kiese auf. Wie ein Schraubstock legte sich seine schwere Hand um des Knaben schmale Schulter, und eine Donnerstimme fuhr den zu Tode Erschrockenen an:

„Hab ich dich endlich, Spizbub verpuchter! Lang genug hab ich auf dich gepaßt. Aber jeße, da sollste auf deinen Dez kriegen, du Lausbub elendiger!“ Der Alte kochte vor Zorn und erhob den Haxelstock.

Der Junge, vor Schreck erstarrt, keines Wortes mächtig, zitterte am ganzen Leibe. Den Rest der Radieschen hatte er fallen lassen. Als er die Gerte über sich sah, kam Leben in den matten Körper. Doch zum Widerstand, sich zu befreien, nicht einmal zu einem Versuch, reichte es hin. Nur die weit geöffneten angstvollen Augen sprachen; der schmale Mund des Jungen blieb stumm. Doch aus der Stummheit schrie ein Wort, des einzigen Wort: Hunger!

Dies eine Wort schien des Alten Ohr zu treffen und weiter seinen Weg zu nehmen. Ich sah, wie er unsicher wurde, wie seine Lippen sich bewegten, wie er die drohende Gerte sinken ließ.

„Wie heißt du, Junge?“

„Berka Fritz“, kam es tonlos zurück.

„Wieviel Kinder seid ihr?“

„Acht.“

„Was ist dein Vater?“

„Tischler.“

„Ja so! Er ist Soldat?“

„Er ist tot.“

„Gefallen?“

„Ja!“

„Wann?“

„Gestern, schrieb der Hauptmann.“

Ein Augenblick Stille; ein tiefer Atemzug, hingeisternd, brennend vor Weh und Not; nicht nur in den beiden. Er suchte um die Kelche der Gräser und Blumen, er hauchte durch das Dunkel der Büsche, strich über die schweißsamen Wellen des Teiches, stieg durch das Licht der hohen Baumwipfel und versank in die dunklen Tiefen der Berge unter den Halben und Schächten, von dannen er gekommen war. Des Alten Hand löste sich sanft von des Knaben Schulter und fuhr fast zärtlich über den blonden Scheitel.

„Weiß schon. Deinen Vater da — kannt ich. Gott hab ihn selig! War ein rechtschaffener Mann.“

Stoßend kamen die Worte, wie ferner dumpfer Donner.

„Nuch deine Mutter. Hat sie dir erlaubt, hier was zu holen?“

„Nein, nicht sagen, lieber Herr Struppel, nicht sagen!“ Es war das erste Wort, das sich zuckend aus dem Tiefsten der Kindesseele herausquälte. Es besiegte den Alten. Ich sah seine Hand zittern, als er damit über seine Augen fuhr. Ob er mit ihr etwas Unmännliches fortwischte, vermochte ich nicht zu erkennen, wohl aber, daß jetzt dieselbe Hand in die Noctasche griff, einen in Papier gewickelten Gegenstand, die eigne Brotschnitte, herausholte und dem Knaben hinreichte. Es wird eben nicht viel gewesen sein in der Zeit, wo die wöchentliche Fettration für jedermann ganze zwanzig Gramm betrug; aber es war alles. Alles für den Geber, dessen schwerer Körper, nur aus Haut und Knochen zusammengesügt, jetzt ohne diese Bauhilfe zusammengehalten werden mußte.

„Nimm und geh nach Haus! Du sollst nicht stehlen, verstanden? Das tut keiner, der ein Mann werden will wie dein Vater!“

Der Junge, die Brotschnitte in der Hand, stand eine Weile, sah den Alten an, wußte nicht, was er sagen sollte. Da hob Struppel noch die entfallenen Radieschen auf und reichte sie ihm hin.

„Setz mach, daß du fortkommst! Und wenn ihr mal zuviel Hunger habt, so sag der Mutter, daß der alte Struppel nicht soviel zum Leben braucht.“

Damit wandte er sich und verschwand im Park.

Der Knabe schaute ihm lange nach; dann lief er, die Schnitte heimtragend, eiligt zur Stadt. —

In der folgenden Zeit traf ich den Jungen oft an der Seite des Alten im Park. Recht und Unrecht schienen aneinander Gefallen gefunden zu haben und dabei nicht schlecht zu fahren. Die steifen Beine des Rechts wurden durch die flinken des Gegenparts beweglich gemacht, und die größeren Bissen des Rechts halfen dem ewig hungrigen Magen des Unrechts auf den Weg der Tugend.

So konnte mit Hilfe des also gebändigten Unrechts manche Schandtath ihrer verdienten Sühne zugeführt werden. An einem blauen Montag früh ein gewaltiger Aufruhr im westlichen Parkteil bei den Spielplätzen und in der aufgepeitschten Seele von Herrn Liborius Struppel. So hatte ich ihn noch nie wettern hören. Alle Strafen des Himmels und der Erde kommandierte er auf die Uebelthäter herab, eine Schar nichtsnutziger Vehrlinge, die sämtliche Bänke im Park umgeworfen und mehrere zerbrochen hatten. Mit Hilfe von Fritz Berka hatte der Alte einen der bösen Buben, der zu Fall gekommen war, erwischt. Ich kam gerade dazu, als er dem Erwischten mit der Haselrute eine empfindliche Abreibung verabsolgte.

Herr Liborius war völlig aufgelöst und außer sich.

„Nun hab ich's satt, Herr Doktor, ganz satt! Zu Tode ärgern kann man sich. Diese Bande verpuchte! Die Bänke zerschmeißen, Aeste und Bäume abbrechen, den Rasen zertreten, Blumen abreißen, überall Schweinerei machen — und am schlimmsten diese Buxe von Vehrjungen, Lumpenpack elendiges! Der Schlag kann einen treffen. Ich mach nicht mehr mit, nich in die Hand! Heut noch sag ich's dem Bürgermeister. Hab meine Pension, nicht nötig, meine Finger an jedem Dreckler zu verjauen!“

„Aber, Herr Struppel, Sie werden doch nicht! Denken Sie, was soll aus dem Park werden, den Sie so fein im Schuß haben?“

„Mir ganz egal, Herr Doktor! Das Pack verdient überhaupt keinen Park!“

Er war diesmal nicht zu beruhigen, ging aufs Rathaus und erklärte, sein Amt nicht mehr weiter versehen zu wollen. Tatsächlich blieb

der Park mehrere Tage ohne Aufsicht. Die Uebeltäter frohlockten; es ging drunter und drüber. Da erfuhr ich, daß Herr Liborius zu Hause sehr krank geworden sei und beschloß, ihn am folgenden Tage zu besuchen.

In der nächsten Morgenfrühe aber traf ich zu meinem Erstaunen den Vermißten wieder im Stadtpark in voller Thätigkeit. Etwas blaß schaute er aus; doch die Gewalt seiner Stimme hatte nicht gelitten, schien vielmehr durch die vorangegangene Ruhepause noch stärker und durchdringlicher geworden zu sein.

„Recht so, daß Sie mich wieder da sind, Herr Struppel!“

„Na ja“, gab er klein bei, „'s war ja nich mehr anzusehn, sagte der Herr Bürgermeister. Da bin ich halt wieder gekommen.“ Er schien aber etwas betreten, als hätte er ein schlechtes Gewissen. Nachmittags erzählte mir Frau Lotte, die ihrem Ehegemahl das Essen gebracht hatte, es wäre zu Hause nichts mit ihm anzufangen gewesen. Fast trübsinnig und meschugge sei er geworden und hätte starkes Fieber gehabt.

„Weil er nichts zu tun gehabt hat“, meinte ich.

„Ach nee!“ entgegnete die Frau lächelnd. „Er hatte zu Hause nichts zu wettern und zu krachen. Davon wurd' er krank. Heute ist er wieder ganz auf dem Damm. Ist sonst ein seelensguter Kerl, mein Liborius; aber er braucht das Krachschlagen zur Gesundheit wie der Hund den harten Knochen.“

So war es. Mit verklärtem Blick schritt der Alte durch die Beete und Büsche, und dann hörte ich ihn drüben am Teich, wo die Uebeltäter die Goldfische zu angeln versucht hatten, mit der vollen Kraft seiner zu großen Lungen alles nachholen, was er in der Fehlzeit versäumt hatte.

Der Park war wieder im Lot. Auch in der bösen Zeit nach Kriegsende und in den wilden Jahren der obererschlesischen Abstimmung und der Aufrühe, wo die Kugeln kreuz und quer durch seinen geliebten Stadtpark pfliffen, wich Liborius Struppel keinen Augenblick vom Platze. Ich sehe ihn noch in den schlimmsten Tagen des Maiaufstandes, wo die polnischen Insurgenten den Park unsicher machten, Besucher verfolgten, mißhandelten und verschleppten, regelmäßig seine Rundgänge durch die Anlage besorgen. War er sonst stolz, wenn täglich Tausende seine Gäste waren und seine Kunst bewunderten, so stand er jetzt, wenn die Gefahr am größten war, stundenlang am Eingange des Parkes, um die Besucher vor dem Betreten des lebensgefährlich gewordenen Geländes zu warnen und zurückzuhalten. Damit hatte er nicht wenige aus der Stadt vor schwerer Gefahr bewahrt. Ihm selbst galt sie nichts. —

Dann kam der unselige Tag, wo Stadt und Park und Umkreis vom Reiche abgerissen wurden.

Die Sonne verlor ihren Schein, die Zusammenhänge des Lebens zerrissen, Finsternis brach über Land und Seelen. Trüben Sinnes schritt ich an einem dieser Herbsttage durch das raschelnde Laub der leer gewordenen Parkgänge. Da trat mir der Alte entgegen, finster, verstört. Ein kurzer Gruß.

„Sagen Sie, Herr Doktor, wie ist das möglich?“

„Möglich ist nur, was man sich gefallen läßt, Herr Struppel.“

„Oder gefallen lassen muß, wie der Wehrlose das Raubtier“, setzte er hinzu.

„Auch recht; darum wissen wir, woran es fehlt. Aber Wehr und Waffen müssen aus der heißen Schmiede des Herzens kommen. Sonst taugen sie nichts.“

„Das erleb ich nicht mehr.“

„Zur Hoffnung ist niemand zu alt.“

Der Verzagte schüttelte verneinend das greise Haupt. „Ein alter Stubben wird nicht mehr grün.“

„Aus den Gräbern guter Menschen sprießen die schönsten Blumen, Herr Struppel.“

Da sah er mich mit einem tiefen Blick seiner blauen Augen lange an. Dann richtete er sich straff empor.

„Wir bleiben doch hier, Herr Doktor?“

„Ich bleib hier, Herr Struppel.“

„Dann ich auch! Sind doch ebenso Menschen, die da kommen, und es wird sich mit ihnen leben lassen.“

„Hoffen und versuchen wir's!“

Wir taten es und bleiben. Viborius Struppel verfaß weiter wie bisher sein ihm liebgewordenes Amt, und im folgenden Frühling schien es, als ob Busch und Baum und Blumen seine Treue durch doppeltes Wachstum lohnen wollten.



Schule in Ellguth-Gröling.

Aber die Zuberficht auf ein gedeihliches Zusammenleben mit den neuen Herren unterlag bald den stärksten Belastungsproben, obgleich Viborius Struppel die alte, liebe Preußenkardie still abgelegt und für bessere Zeiten, die er trotz allem noch zu schauen hoffte, im Schrein aufgehoben hatte. Den polnischen weißen Adler an seine ehrliche blaue Mütze zu stecken — das vermochte er nicht über sich zu gewinnen.

Eines Tages brachte er die polnische Dienstmagd einer Warschauer Familie, die mit mir im Hause wohnte, beim Arme herangeschleift. nachdem ein kräftiger Anschnauzer seinerseits als Wirkung auf dem Antlitz der Magd nur ein halb dummes, halb freches Lächeln hergebracht hatte. Die Uebeltäterin, deren Name Struppel jetzt feststellen wollte, hatte ohne Bedenken eine ganze Schürze voll Astern und Leblojen von den Parkbeeten entwendet, um damit ihr Kammer zu schmücken.

„Herr Doktor, was sind das für Menschen! So was passiert jeden Tag. Sie nehmen alles. Entweder sie wissen nicht, was mein und dein

ist, oder sie sind so frech, daß sie sich bei uns darum nicht kümmern wollen. Ein paar Duzend hab ich schon angezeigt. Bestraft wird keiner.“

„Sie werden's allmählich lernen“, beruhigte ich.

„Wie die Elster das Ehrlichsein.“ Liborius Struppels Seele war tief verletzt und wollte keine Beruhigung annehmen.

Etlliche Zeit später manöbrierte bei der Stadt eine Abteilung der neuen polnischen Garnison, benutzte dazu auch den Stadtpark und setzte unbedenklich und ohne Rücksicht mit Mann und Roß über die Beete und Anlagen hinweg. Liborius Struppel lockte vor Empörung und Zorn. Er fuhr auf einen der kommandierenden Offiziere los und machte ihm in gut oberschlesischem Polnisch klar, daß es eine Gemeinheit sei, den Park, dessen Pflege soviel Geld und Mühe koste und der zur Freude und Erholung für alle da sei, unnötigerweise so zu verwüsten. Platz und freies Feld sei genug in der Nähe.

Sei es, daß Struppels Polnisch oder seine Ausführungen den Warschauer Polen belustigten oder reizten, er brach in schallendes Lachen aus, und seine Mannschaft lachte pflichtschuldigst mit. Darob packte Liborius Struppel eine solche Wut, daß er halb polnisch, halb deutsch mit einer Wortkanonade auffuhr, die zum Trommelfeuer auswich. Folge: Der polnische Leutnant ließ Struppel verhaften und abführen. Es wäre ihm sehr übel gegangen, wenn nicht das beruhigende Dazwischentreten des Bürgermeisters, der den Regimentskommandeur über des Verhafteten Art aufklärte, Struppel wieder befreit hätte. Aber sein Vertrauen auf ein gedeihliches Zusammenleben in der Zukunft war im tiefsten Grunde erschüttert worden.

Kurze Zeit danach trat ein Ereignis ein, das den leidenschaftlichen Naturfreund vollends umwarf. An einem Spätnachmittage im September traf ich ihn vor seiner Blausichtengruppe stehen, beide Hände vor sich auf den Stock gestützt, den Kopf tief gesenkt, die ganze hohe Gestalt zitternd in sich zusammengefunken. Ein paar Schritte abseits gingen ein paar polnische Ulanen den Gang hinab und nekelten an ihren schweren Säbeln.

„Was gibt's, Herr Struppel?“

Er hörte mich nicht. Noch einmal mußte ich fragen. Dann hob er langsam den Kopf. Das Gesicht war fahl, die Muskeln zuckten, Tränen rollten dem Alten über die zerfurchten Wangen. Er blieb stumm und zeigte nur mit der Hand auf die Gruppe der Bäumchen vor sich. Da sah ich erst, daß die wohl drei Meter hohen prächtig gewachsenen Blausichten, die Lieblinge des Alten, in halber Manneshöhe mit glatten Streichen, die nur von einem scharfen, schweren Säbel herrühren konnten, abgeschlagen waren. Traurig lagen die Wipfel am Boden, zu Tode getroffen. Nur das kleinste der Bäumchen war verschont geblieben.

Ein Schauer durchfuhr mich, ein Gefühl von Zorn, Ekel und Abscheu, wie ich es kaum je empfunden hatte. Mein Blick verfolgte die drei abziehenden Ulanen; die Zusammenhänge lagen klar.

„Haben Sie es nicht hindern können, Herr Struppel?“

„Ich kam zu spät. Es war schon geschehen.“

„Warum?“

Er zuckte die Schultern.

„Ein wildes Tier schlägt nur, was es frißt. Wenn's hoch kommt, daß es ihm wie ein Tiger das Blut austrinkt. Die dort“ Er vollendete nicht. Seine Stimme versagte.

Der Alte wandte ein paar Schritte vor. Dann wandte er sich zu mir um.

„Ich hab hier — — nichts mehr zu tun — — Glück auf, — — Herr Doktor!“ Schleppenden Ganges schritt er von dannen.

Es wäre vergeblich gewesen, ihn umzustimmen; das fühlte ich. Es war etwas in ihm zerbrochen, das sich nicht wieder heilen ließ. Er mußte gehen.

Den Park betrat der Alte nicht mehr. Kurze Zeit danach hieß es, er sei mit Weib und Habe nach Deutschland abgewandert. —

Zum Geburtstag des Deutschen Reiches.

(Eine Unterhaltung mit jungen Staatsbürgern).

Liebe Kinder! Vor unserer Schule flattert am hohen Fahnenmast die schwarzrotgoldene deutsche Reichsflagge. Heiteren Angesichts sitzt ihr in Sonntagskleidern und ohne Schulsachen hier in den Bänken. Wir wollen nämlich die Verfassungsfeier des Deutschen Reiches begehen. Alle Städte und Dörfer der 18 deutschen Länder feiern heute den Geburtstag des Vaterlandes, und da dürfen wir dabei nicht fehlen.

Als der hiesige Jungmännerverein gegründet werden sollte, kamen die jungen Burschen zusammen, gaben ihrer Vereinigung einen Namen und wählten einen Vorsitzenden, Schriftführer und Kassierer. Dann besprachen sie alles, was zum Leben und Fortbestehen des neuen Vereins gehört; das setzten sie in einer Niederschrift auf, die sie Satzungen oder Statuten nannten. So ähnlich machte man es bei der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches i. J. 1919. Nach der Revolution wurden Vertreter der ganzen Nation zusammenberufen, die einen Reichspräsidenten wählten und dann berieten, welche Rechte und Pflichten die Bürger haben, wie das Reich das Wohl seiner Bürger fördern und wie Friede und Ruhe nach außen und innen gehalten werden soll. Alles das hat man in dieses kleine Büchlein geschrieben und die deutsche Reichsverfassung genannt. Jedes Kind bekommt es beim Schulabgang mit auf den Weg.

Wenn ihr auch noch jung seid, könnt ihr doch schon verstehen, wie das Reich das Wohl unsres Landes, des Heimatores, der Familie und unser eigenes Wohl fördert. Wir wollen uns nun in der Heimat umsehen.

Einmal unternahmen wir frühzeitig einen Ausflug mit der Eisenbahn nach Koselhafen. Da kamen viele Arbeiter zur Bahn. Seht, Kinder, ist es nicht ein Segen für unsern Wohnort, daß die Reichsbahn täglich unsere Geschwister und Väter zur Arbeitsstätte bringt, daß sie nicht so weit zu Fuß zu gehen brauchen?

Am Wandertage gingt ihr stolz am Schulhause vorbei und manche mögen gedacht haben: hätten wir doch recht viele Wander- und Feiertage! Ja, wenn diese Kinder aber groß geworden sind, werden sie erkennen, wie notwendig die Schule fürs spätere Leben ist. Der Schule verdankt ihr es, wenn ihr Zeitung lesen, Briefe schreiben und eure Geschäftseinkäufe nachrechnen könnt. Ist es daher nicht eine große Wohltat, wenn Gemeinde und Staat für gute Schule sorgen?

Dem Schulgebäude gegenüber steht das Postamt, eine Einrichtung des Reiches. Die Post ruft durch den Draht den Arzt ins Haus und das Kind zum Sterbebett der Mutter. Wie freut sich das Kind in weiter Ferne, wenn ihm die Post einen Brief bringt, den die Eltern geschrieben haben.

Auf den Feldern hatten einst die Landleute mit Sichel und Sense gearbeitet und die Garben aufgestellt, um sie heimzufahren. Aber

da kam es vor, daß sie die Früchte ihres sauren Schweißes in der Scheune nicht bergen konnten. Die Zeiten des 30 jährigen Krieges haben viele vermühtete Felder, Dörfer und Städte, Zimmer und Tod gesehen. Wenn der Vater abends, um den Hausfrieden zu sichern, die Türen verschließt und den Hund von der Kette losmacht, wenn er das Gehöft mit Zaun und Mauer umschließt, so tut er nichts anderes, als was das Reich durch die Polizei und seine Wehr für alle Bürger erreichen will.

So muß also jeder vernünftige Mensch die vielen Vorteile und Wohltaten, die der Staat uns bietet, zu schätzen wissen und auch für das Wohl des Staates tätig sein. Der Staat ist ein Verein aller Staatsbürger. Der einzelne Bürger soll sich als Teil der Gesamtheit betrachten.

Es weigert sich niemand, dem Jungmännerverein, dem eure Brüder angehören, den Beitrag zu zahlen, oder sonst eine Pflicht zu erfüllen. Verlangt aber der Staat seinen Vereinsbeitrag, die Steuern, ohne die er nun einmal nicht bestehen kann, so hört man so manche Bürger klagen. Die Bürger sollen nicht im Finanzamt den Staat sehen, der ihnen das Geld aus der Tasche zieht. Diejenigen, die den Staat als Feind ansehen, sind ein Teil des Staates, sind in ihrer Gesamtheit doch der Staat selbst. Mit dem Staate ist es ähnlich wie in der Familie. Bei Lebzeiten des Vaters murret der Sohn über die strenge Erziehung, jammert aber über den unersäzlichen Verlust, wenn er tot ist. In unserem Heimatort sehen wir die katholische und die evangelische Kirche. Ihre spizen Türme zeigen nach dem Himmel, zu dem, der befohlen hat: „Bebet dem Staate, was des Staates ist — mir zur Ehre!“ Die Erhaltung des Staates, dessen Schutz wir genießen, ist also ein Gebot Gottes und auch ein Gebot der Vernunft.

Eure Eltern und großen Geschwister nehmen am Ausbau des Reiches teil, indem sie die Abgeordneten wählen, die in Berlin bei der Gesetzgebung mitarbeiten. Nicht lange wird es dauern, und ihr seid auch volle Staatsbürger geworden. Aber zuerst müßt ihr zu braven und tüchtigen Menschen heranreifen. Vorgestern waren unsere Sommerferien zu Ende: da konntet ihr ganz frei und ungebunden sein. Da konntet die Ungehörigen besonders erkennen, was für gute und schlechte Eigenschaften ihr habt. Die Ferien gehören teilweise der Arbeit, teilweise dem Spiel und der Freizeit, ganz aber dem ordentlichen Betragen. Ein Kind, das den Eltern in Liebe gehorcht, ist auf dem sichersten Wege, ein ordentlicher Mensch und ein guter Gemeinde- und Staatsbürger zu werden. Die gute Familie ist der beste Unterbau des Staates. Schule, Dorf, Heimat und Vaterland sind ähnlich einer Familie. Dieselben Eigenschaften, die das Glück und den Frieden der Familie bedingen, schaffen auch das Glück und den Frieden des deutschen Vaterlandes, dem anzugehören für jeden Deutschen ein Stolz sein muß.

Unsere Familie, Gemeinde, Heimat und ganz besonders unser Vaterland, mögen immerdar in Frieden und Eintracht blühen und gedeihen. Diesen Wunsch wollen wir heut zum Geburtstag des deutschen Reiches zum Ausdruck bringen, indem wir in ein dreimaliges kräftiges Hoch auf das Vaterland einstimmen.

J. Bremer.

Lustige Ecke.

Warum Anton Strupek aus OÖ. nicht mehr nach Wien fahren will.

Die Chauffeure sind überall ein besonderes Kapitel.
Aber in Wien.

Im Rosenmonat Juni kam Anton Strupek aus Oberschlesien in Wien an. Bestieg eine Autodroschke und fuhr in den Raasgraben. Angekommen, gab er dem Chauffeur eine Zehnschillingnote und fragte:

„Was kostet?“

Keine Antwort. Der Chauffeur nahm den Schein und kramte in seiner Tasche. — „Was kostet?“ fragte Anton Strupek nochmals.

Wieder keine Antwort.

„Hierunna, was kostet Fahrt“, brüllt Strupek den Chauffeur an.

Da brummte der Chauffeur böse: „Des werden's schon eh sehen, wann i Gahnen rausgib.“

* * *

Die Wiener Küche ist gut. Auch die großen Wiener Restaurants sind gut. Aber es gibt in Wien auch Beifels. In so ein kleines Beifels unweit des Stephansturms ging Anton Strupek aus Oberschlesien. Bestellte zum Wein etwas Käse.

Der Käse kam. Er war ausgetrocknet, schimmelig, fleckig und voll Fliegenpunkte.

„Herr Wirt!“ ruft Strupek entsetzt.

„Was wollen's denn?“ fragt der Wirt.

„Ist sich Käse schlecht“, antwortet Strupek und zeigt auf den Käse.

„Ja alsdann, was is denn des?“ drehte sich der Wirt zum Kellner, hob den Käse hoch und warf ihn auf die andere, gut aussehende Seite, „wie oft soll ich euch noch sagen — so gehört's rein!“

* * *

In Wien ist Autofahren kein Vergnügen. Die Straßen sind oft verstopft, und nur mühsam kommt der Wagen vorwärts. Als Anton Strupek aus Oberschlesien von Wien wieder wegfuhr, hatte er sich etwas verspätet und rief einen Chauffeur: „Schnell, schnell auf Westbahnhof!“

Der Chauffeur fuhr an. Erst schneller, dann immer langsamer und schließlich mußte er an der Opernkreuzung überhaupt halten.

„Kann sich nicht schneller fahren“, schreit Strupek durch das Fenster.

„In zehn Minuten fährt Zug.“

Da dreht sich der Chauffeur gemächlich um und sagt: „Ja, wann's so preßiert sein, warum laufen's denn dann net?“ — G. S. J.—

Ein probates „Wurmmittel“.

Bei Gelegenheit der Mission in einer ober-schlesischen Stadt hielt eines Abends Pater Elpidius im Gemeinderestaurant einen die Gefahren des Genusses und des Mißbrauches des Alkohols behandelnden Vortrag. Um seinen andächtig lauschenden Zuhörern die Schädlichkeit

des Alkohols so recht drastisch vor Augen zu führen, wendete er folgendes Experiment an. Er hatte zwei Gläser vor sich auf dem Tische stehen, von denen eins mit Wasser, das andere aber mit Alkohol gefüllt war. In das mit Wasser gefüllte Glas tat er nun einen Regenwurm hinein, der sich lustig in dem nassen Element umherbewegte und zeigte ihn der Zuhörerschaft vor. Aber dann nahm er den Regenwurm aus dem Wasser heraus und legte ihn in das andere Gefäß mit dem Alkohol hinein. Nach einigen krampfhaften Zuckungen in dieser scharfen lebensfeindlichen Flüssigkeit sank der Wurm bald langsam herab und blieb dann bewegungslos auf dem Boden des Glases liegen. Indem nun jetzt der Vater das Glas mit dem toten Wurm in die Höhe hob, um es den Zuhörern zu zeigen, rief er: „Seht, meine Lieben, so wie dieses Gift, der Alkohol, dem Wurm das Leben geraubt hat, so schädlich wirkt er auch auf euren Organismus ein!“ — Plötzlich ließ sich aus der Mitte des lautlos verharrenden Publikums die Stimme eines Herrn vernehmen: „Herr Ober, schnell einen Kognak her!“ Mit vorwurfsvoller Miene wandte sich Vater Elpidius an diesen Störer und sagte: „Mein Herr, wie können Sie es denn nur übers Herz bringen, mich so zu verhöhnen?“ — „Mit nichts“, entschuldigte sich der Zwischenrufer, „es lag mir ganz fern, Euer Hochwürden zu verhöhnen! — Ich leide nämlich seit Jahren an Bandwurm und habe schon alles mögliche dagegen angewendet, leider vergeblich! Nun wollte ich schnell das von Ihnen vorgeführte, so prächtig wirkende Wurmbertreibungsmittel selbst bei mir auch ausprobieren. Herr Vater, ich bin Ihnen außerordentlich dankbar, daß Sie mich auf ein so sicher und wirksames Mittel gebracht haben. Das will ich fortan auch stets anwenden!“

G. Gzmof.

Eine unbestrittene musikalische Laufbahn.

In meiner frühesten Kindheit hing mir der Himmel voller Geigen. Später hörte ich oft den Brumbas meines Vaters und wurde nach Noten verprügelt. Nach beschlossenem Studium fiel ich mit Pauken und Trompeten durch; mein väterliches Erbteil ging flöten, ich wurde Sängler und man pfiß mich aus, so daß ich oft das Gefühl hatte, als dröhnten die Posaunen von Jericho mir in den Ohren. Jetzt pfeife ich auf dem letzten Loche und vertreibe als Leiermann meinen Mitmenschen die Grillen. Und da versucht man noch, mir die musikalische Befähigung abzusprechen.

Oberschlesischer Humor.

In einer klinischen Vorlesung sprach der berühmte Chirurg Prof. von Bardeleben darüber, daß die enormen Fortschritte der Chirurgie es ermöglichten, jetzt an Operationen heranzugehen, wie man es zuvor für undenkbar gehalten hätte und fügte mit dem ihm eigenen feinen Lächeln dazu: „Mutig blickt heute der kühne Chirurg dem Tode seines Patienten ins Auge.“

Arzt: „Ich bin fest überzeugt, mein Fräulein, daß Ihre Beschwerden aufhören, wenn Sie heiraten.“

Das Fräulein (verführerisch lächelnd): „Entschuldigen Sie die Frage: Sie sind doch ledig, Herr Doktor?“

Arzt: „Freilich — aber wir Ärzte verordnen wohl Arzneien, aber wir nehmen sie nicht selbst.“

Ein Schönwälder Bauer kommt zu seinem Pfarrer mit seinem Sohn, den er „auf geistlich“ studieren lassen will. Als der Pfarrer ihn im Laufe der Unterhaltung auch so nebenbei fragt, ob der Junge auch einen „guten Kopf“ habe, erwidert ihm der Bauer stolz mit erhobener Stimme: „Natürlich, Herr Pfarrer, er ist bereits zweimal vom Scheunendach heruntergefallen und hat sich doch nicht totgeschlagen!“

* * *

Die Frau eines während des Krieges reich gewordenen Bauern quälte ihren Mann andauernd, er solle doch seinen Töchtern ein Klavier kaufen. Da ihr aber die Bezeichnung dieses Instruments nicht bekannt war, hielt sie einmal gelegentlich eines Marktbesuches in der Stadt, wo er für den verkauften Weizen viel Geld eingenommen hatte, die Gelegenheit für günstig, ihn energisch an den Kauf des Instruments zu erinnern. „Geh doch, Alte“, sagte er, sich verlegend hinter dem Ohre krauend, „was nützt dir ein Vertikob, wenn du nicht darauf spielen kannst!“

Zweierlei Klangfarbe.

Gehst du durch unsre Gassen,
Hörst du ein seltsam Wort!
Im Lieben und im Hassen
Klingt es in jedem Ort:
Pieronnie!

Wenn sich zwei Freunde grüßen,
Nach langer Zwischenzeit
Sich in die Arme schließen,
Dann tönts in Zärtlichkeit:
Pieronnie!

Und wenn die grüne Galle
Dem Mann zu Herzen dringt,
Ists mit der Freundschaft alle,
Der Ton ganz anders klingt:
Pieronnie!

Was man vor 500 Jahren in Naturgeschichte lehrte.

Nach A. v. Meigenbergs „Buch der Natur“.

Vom Floh.

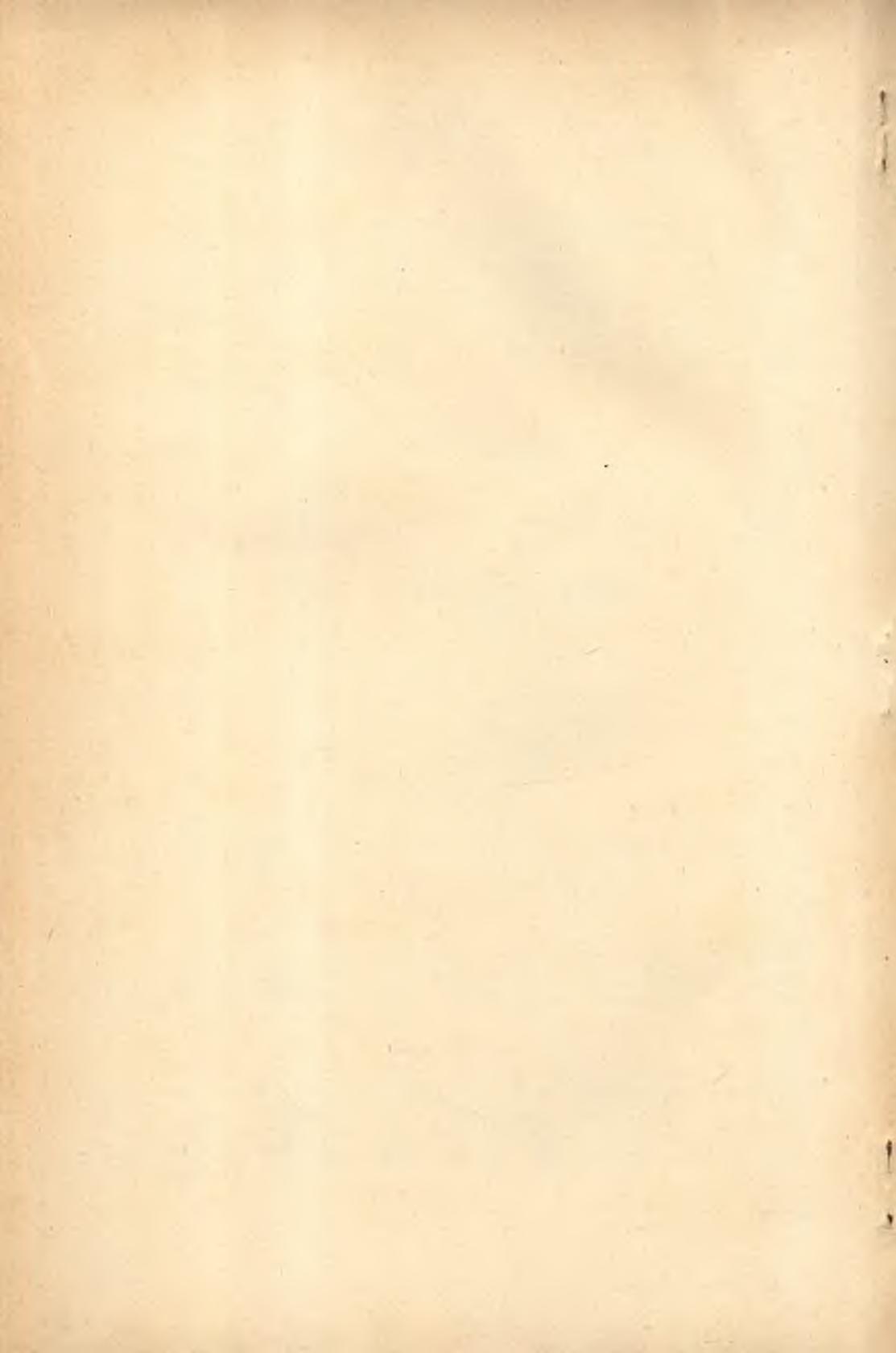
Pulex heißt ein Floh. Er entsteht aus angewärmtem Staub und fauliger Feuchtigkeit. Das beste Mittel gegen Flöhe ist, sich allabendlich den Leib mit Wermutsaft einzureiben, oder nach Ambrosius: man wird von den Flöhen verschont, wenn man Wermutkraut mit Del kocht und sich damit einreibt.

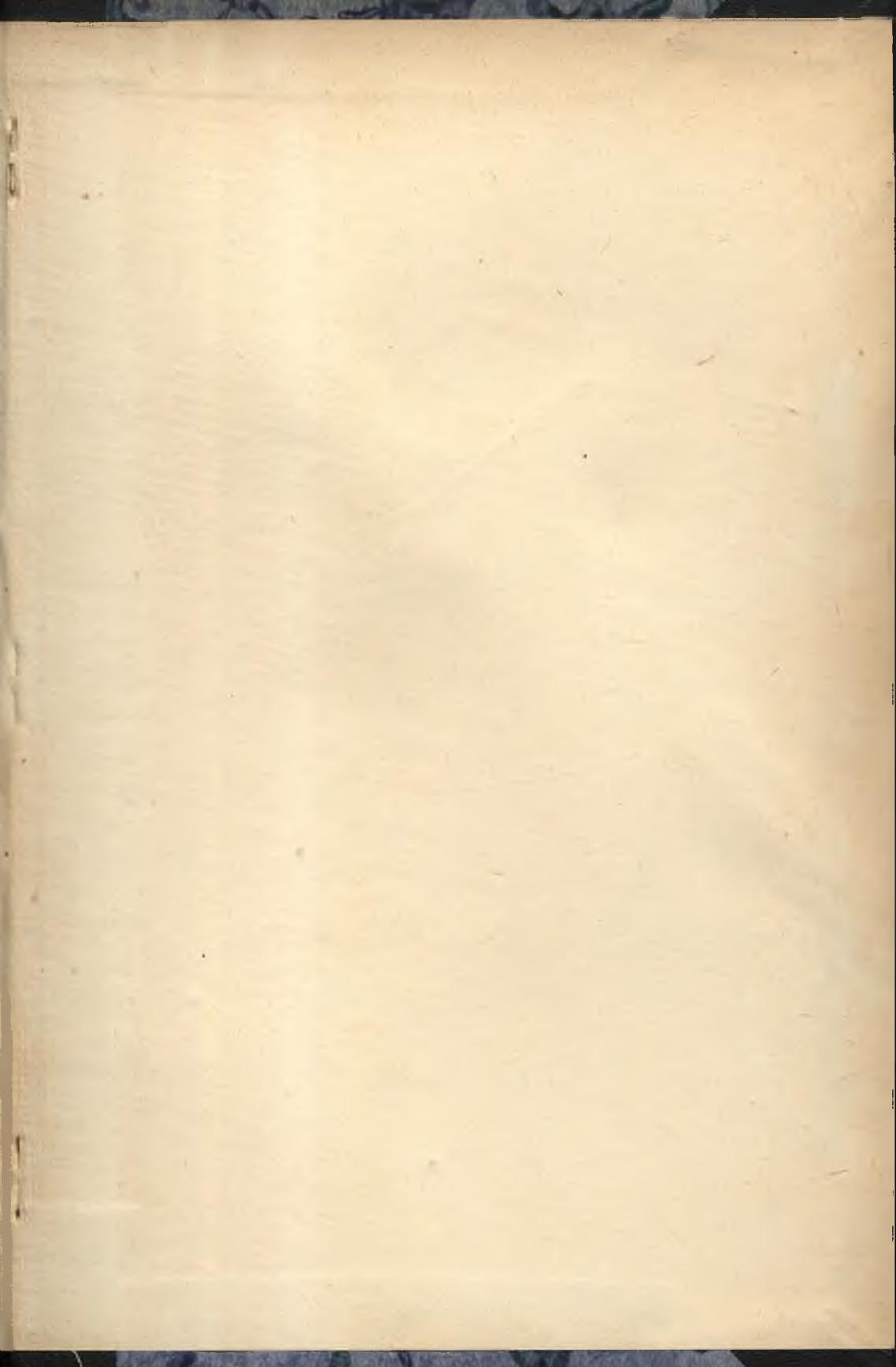
Vom Barte.

Der Bart kennzeichnet beim Menschen das männliche Geschlecht. Wie das Haupthaar, entsteht auch er aus einer dunstigen Ausscheidung. Männer von hitzigem Temperament haben einen starken Bart als kältere Naturen. Es gibt aber auch hier und da Frauen mit härtiger Oberlippe, ein Anzeichen dafür, daß sie sehr hitzigen Temperaments und jähzornig sind.









Biblioteka Śląska w Katowicach
Id: 0030000949557



II 4065/0/1931

Pracownia Śląska